

flutter.



Liebe

Willst du's wissen?

„Deine tägliche Dosis Politik“
schickt dir jeden Morgen das Wichtigste
zu Politik, Gesellschaft und Geschichte,
kurz erklärt und aufs Handy:
bpb.de/dtdp



Liebe ist ultimatív. Um sich selbst als Mensch und in Beziehung zu anderen zu entwickeln, braucht es die Liebe. Sie zeigt sich in Zuneigung, Respekt und Hingabe genauso wie in Wut. Durch sie und mit ihr lernen wir, Solidarität und Vertrauen zu entwickeln und zu erfahren. Was und wer uns wichtig ist, wie wir leben, wofür wir einstehen wollen, all das sind auch Fragen der Liebe.

Zentral ist dabei die Familie. Sie ist häufig der erste und lebensbegleitende Ort, an dem Liebe gegeben und lieben gelernt – oder aber Liebe verweigert wird. Wer wen wie liebt, ist immer auch Ausdruck der Umstände, in denen Menschen leben.

Früher war die Liebe ein pragmatisches Mittel, um die eigene Klasse zu wahren oder gar sozial aufzusteigen. Heute wird sie meist romantisch gedacht. Eine Perspektive, die die Welt des Marketings längst entdeckt und vielmehr auch geprägt hat. Sie beutet die Symbolik der Liebe nicht nur am Valentinstag aus.

Die Neurochemie zeigt, dass Liebe bei allen Menschen biologisch den gleichen Bedingungen unterliegt. Aber in vielen Gesellschaften ist die Liebe freier geworden. Vor allem für Menschen, die sich nicht in hetero-normative oder religiöse Schablonen zwingen lassen. Der monogame Standard, die Wir-zwei-für-immer-Beziehung, die in der Hochzeit gipfelt, kann genauso Ausdruck von Liebe sein wie eine polyamore Beziehung, die Leidenschaft für ein Idol oder die frühe Verantwortung, die Teenagermütter für ihre Babys übernehmen.

Liebe bedeutet Kontrollverlust. Der zeigt sich gerade beim Verliebten. Das kribbelige Aufgeregtsein kann jede Person zu jeder Zeit und überall treffen. Besonders intensiv wohl in der Jugend, wenn neue Dimensionen von Liebe in die Lebensrealität einschlagen. Von der Komplizenschaft mit Freundinnen und Freunden bis hin zum Flirten mit dem Crush: Liebe kann dann zum ersten Mal als betörend schöner Rausch erfahren werden.

They see 'em rollin':
Roller Derby heißt Vollkontakt.
Auf dem Feld wird geblockt,
geschubst und gewrestlet,
daneben sind die Spielerinnen
aber umso liebevoller

Was sich hier früh zeigt, setzt sich im Leben fort: Wer liebt, muss die eigenen Bedürfnisse und die der anderen erkennen, aushandeln und respektieren. Liebe verlangt die Autonomie und Freiheit aller Beteiligten. Das akzeptieren man-

che nicht: Partnerschaften, in denen Machtstrukturen und Abhängigkeiten besonders wirkmächtig sind, können dann zu Orten psychischer wie physischer Gewalt werden, die vor allem Frauen trifft.

Wenn Liebe auch als Gedanke an das Wohl der anderen und nicht nur als Leidenschaft verstanden wird, ist sie der Richtwert, an dem wir uns in unserem Miteinander orientieren sollten. Es wird immer wieder versucht, Liebe zu kontrollieren, ihr durch Politik, Religion oder Konventionen Grenzen zu setzen. Aber klar ist: Liebe erschöpft sich nicht. Sie wird die Wucht bleiben, die befreit.

Ann-Kristin Schöne und Katharina Wellems

UNSER COVER

zeigt Grēta Trušiņa und Gerds Lapoška.
In ihren Rollen in Matīss Kažas Film
„Neon Spring“ raven sie sich durch Rigas
Underground. Die Fotografin Annemarija
Gulbe war am Set dabei

Inhalt

Lust auf was Festes?
Den fluter gibt's im Abo und
umsonst auf fluter.de/hefte

6 Sag mir, wo die Liebe ist!

Anna Machin forscht seit zwanzig Jahren zur Liebe. Enträtselt hat sie sie nicht

11 208 Snapchat-Flammen

Lina (16), Vanessa (15) und das Liebesleben ihrer Generation, Teil 1

12 Noch eine Million Mal streiten

Wie wär's mit einem Staat, der Freundschaft so schützt wie die Ehe? Unser Autor hat vorgelegt – und seine beste Freundin geheiratet



14 Plötzlich erwachsen

Eltern nerven oft. Ohne aufwachsen wollen trotzdem die wenigsten. Die drei hier machen das Beste draus

17 „Bumsen statt Bomben“

Die Friedensbewegung will auch ihre Feinde lieben

18 Wie schön, dass du geboren bist

Die Liebe von Mamas ist einmalig – auch wenn sie sehr jung sind. Eine Fotoreportage

21 Der Kuss

Lina, Vanessa und das Liebesleben ihrer Generation, Teil 2

22 Danke, Billie!

Fansein ist viel mehr als Teeniekram

24 Zwischen den Welten

Wen soll ich lieben? Eine so schöne wie wichtige Frage. Blöd nur, wenn die Familie sie für dich beantwortet

26 Damn no girl before momma

Die Musik ist voller Liebe (aber oft anders, als man denkt)

28 Macht euch weg

In Indien tobt ein heiliger Heiratskrieg

32 Herz über Kopf

Dieser liebevolle Streifzug durch die Philosophiegeschichte hilft euch, nicht zu verkopfen

34 Wie geil ist das denn

Sex ist für Menschen mit Behinderung oft unerreichbar. Sexualbegleitung will helfen

38 How care you?

Putzen, Waschen und Kümmern kostet Zeit und Mühe. Bezahlt wird Care-Arbeit trotzdem nicht



40 Lieb dich

Niemand will Krebs haben. Unsere Autorin konnte trotzdem etwas gewinnen

42 Casa X

Was machen eigentlich Prostituierte, wenn sie zu alt sind, um zu arbeiten? Ein paar kommen in diesem Altersheim unter

45 Der Struggle ist real

Lina, Vanessa und das Liebesleben ihrer Generation, Teil 3

46 Du und ich und er

Eine Beziehung ist Arbeit, heißt es immer. Bei den dreien hier stimmt das auf jeden Fall

49 Systemcrush

Immer mehr Menschen verlieben sich in einen Bot

50 Impressum & Vorschau



Lieb & teuer

Erstes Date im Kino, Kondome, Verlobungsring: Liebe macht sich an vielem fest. Zu einem großen Teil auch am Geld. Denn unsere Sehnsucht nach Liebe wird vermarktet: In keinem Monat sind Blumen in Deutschland teurer als im Februar, wenn der Valentinstag ansteht. 2023 gaben Brautpaare in Deutschland durchschnittlich 14.000 Euro für ihre Hochzeit aus. Und auch die Werbeindustrie nutzt Liebe wie selbstverständlich, um selbst Waschmittel oder Versicherungen mit Bedeutung aufzuladen. Sie will Paare genauso erreichen wie kaufkräftige Singles, denen allerhand Produkte Vorteile auf dem Datingmarkt verschaffen sollen. Ob Klamotten, Kosmetik oder Dessous, die Nachricht ist klar: Die Konkurrenz schläft nicht – höchstens mit dem eigenen Crush. Ob's mit dem klappt, ist übrigens auch eine Frage des Geldes: Viele suchen sich einen Partner oder eine Partnerin aus derselben sozialen Schicht.



Sag mir,

Interview: Paul Hofmann
Fotos: Aslı Özçelik



Erst mal, eher unspektakulär, in Hormonen, sagt die Anthropologin Anna Machin. Aber je nach Ort, Zeit und politischem System liebt es sich verschieden. Ein Interview über das höchste der Gefühle



wo

die
Liebe
ist!

Frau Machin, sind Sie verliebt?

Oh ja. Ich habe einen Mann, zwei Kinder, meine Eltern. Seit 38 Jahren eine beste Freundin. Und drei Hunde. Sagen wir: In Sachen Liebe bin ich versorgt.

Sie forschen seit fast 20 Jahren zur Liebe. Kann man die enträtseln?

Im Gegenteil, mir wird sie immer rätselhafter. Die Wissenschaften objektivieren die Liebe, da wird sie mal zu einer Reihe chemischer Prozesse im Gehirn, zu psychologischen Bindungsprofilen, zu einer Kulturgeschichte der Ehe. Ich als Anthropologin muss diese Ebenen zusammendenken, und zwar global, nicht nur im Westen.

Gibt es einen Grund, aus dem alle Menschen lieben?

Liebe sichert unser Überleben. Das wäre wohl der ultimative Grund. Wir müssen kooperieren, um zu überleben. Wir brauchen andere, um uns fortzupflanzen, Kinder aufzuziehen, zu lernen, Nahrung zu finden. Das Leben mit anderen kann aber höllisch anstrengend sein. Liebe ist ein schmutziger evolutionärer Trick, damit wir uns an andere halten. Und zwar gern und immer wieder.

Wie funktioniert dieser Trick?

Neurochemisch. Das Gehirn schüttet Hormone aus, zum Beispiel Oxytocin, Dopamin, Serotonin und Beta-Endorphin. Die fühlen sich gut an, also tun wir es wieder.

Unterscheidet sich, was im Gehirn passiert, wenn wir uns verlieben, verliebt sind oder uns entlieben?

Ja, alle vier Hormone spielen zusammen, treten aber in unterschiedlichen Zuständen der Liebe auf. Dopamin motiviert: Es hilft, ein Gespräch mit einer Person zu beginnen, die wir gut finden. Oxytocin ist eher ein sozialer Stoff: Es beruhigt das Angstzentrum im Gehirn, dadurch fällt es uns leichter, Kontakt aufzunehmen. Die beiden geben uns in Nanosekunden die Motivation und die Fähigkeit, jemanden anzusprechen.

Und Serotonin?

Ist auch eher zu Beginn einer Beziehung wichtig. Interessant ist, dass Oxytocin und Dopamin steigen, wenn wir uns zu jemandem hingezogen fühlen, während das Serotonin bei den meisten Menschen



sinkt. Der Serotoninspiegel von Verliebten ähnelt dem von Menschen mit Zwangsstörung. Serotonin erzeugt eine Obsession. Nicht in einem pathologischen Ausmaß wie beim Stalking, aber eben die Besessenheit, die es braucht, um sich auf die andere Person einzulassen, alles über sie herausfinden zu wollen, zwei Leben zu einem Zusammenleben zu koordinieren.

Und auf lange Sicht kommt Beta-Endorphin ins Spiel?

Richtig. Das wirkt in allen Arten von Beziehungen, auch der zwischen Kindern und Eltern oder unter Freunden, wie ein süchtig machendes Schmerzmittel. Wie Heroin oder Morphium, aber körpereigen.

Und wenn man sich trennt, fällt der Pegel ab, es kommt zum Entzug?

Ja. Das erklärt auch den sogenannten Trennungsschmerz, den viele richtiggehend physisch erfahren: Das ist der Abfall dieses körpereigenen Schmerzmittels. Wie sehr es schmerzt, fällt aber unterschiedlich aus: Wer sich trennt, hat sich vorher oft entwöhnt, weniger Zeit mit der Person verbracht, sie weniger berührt. Das Beta-Endorphin sinkt langsam ab. Wer dagegen verlassen wird, fällt von einem hohen Level ins Nichts. Ein kalter Entzug.

Warum gibt es eigentlich keine Liebesdrogen? Die Chemie der Liebe scheint genug erforscht, um eine eingeschlafene Beziehung mit Oxytocin und Dopamin zu boostern...

Die sind schon in der Entwicklung, hauptsächlich für den therapeutischen Einsatz. Gerade wird zum Beispiel MDMA, also Ecstasy, in der Paartherapie erprobt, weil es Menschen empfindlicher macht. Aber es ist schwierig, ein Medikament zu finden, das bei allen wirkt. Manche Menschen sind immun gegen MDMA. Warum, wissen wir noch nicht. Davon abgesehen bleiben ethische Fragen: Muss der Partner wissen, dass der andere Liebesdrogen nimmt? Was, wenn man eine Beziehung unter MDMA eingeht und das Mittel dann absetzt? Ich will das nicht entscheiden müssen.

Im Deutschen gibt es den Ausdruck, jemand sei gut im Bett. Niemand sagt, dass jemand gut im Lieben sei. Kann man lernen, zu lieben?

Im Prinzip von Geburt an. Die Beziehung zwischen Eltern und Kind ist zentral, weil der Großteil des kindlichen Gehirns noch nicht entwickelt ist. Wird es geschützt und geliebt, kann sich sein Hormonspiegel dem der Eltern angleichen. Im vorderen Hirnbereich, dem präfrontalen Kortex, vernetzen sich dann Nervenzellen, die Empathie oder Vertrauen erlauben. Das Kind bekommt, was wir ein „starkes Gehirn für Beziehungen“ nennen.

Sie sagten vorhin, Liebe sei nicht nur biologisch und evolutionär bedingt.

Ja, die Basis ist die neurochemische Reaktion. Aber wir lieben nicht in einem Vakuum: Je nach Zeit, Ort und politi-



schem System hat die Liebe eigene Gesetze, Ideen, Regeln, Geschichten.

Haben Sie ein Beispiel?

Sex vor der Ehe. Der war in den westlichen Gesellschaften vor 100 Jahren noch völlig verpönt. Oder gleichgeschlechtliche Liebe: Hier in England gibt es die Ehe für alle erst seit knapp zehn Jahren - und in einigen Dutzend Ländern ist Homosexualität bis heute illegal. Das lässt queere Menschen die Liebe ganz anders erfahren.

Beeinflussen diese Liebesnormen und -tabus auch Ihre Forschung?

Auf jeden Fall. Weil diese Geschichten prägen, was Menschen für akzeptable Liebe halten und was für inakzeptable, wie sie Liebe ausdrücken und sogar, wie sie sich anfühlt. In manchen Gesellschaf-

ten wird Liebe als etwas Schmutziges oder Schmerzliches, Unerwidertes empfunden. Wenn wir Leute hier fragen, was Liebe ist, reden sie von einer unglaublichen, fast psychotischen Erfahrung, von einer Euphorie, die sie von den Füßen gerissen hat, bla, bla, bla. Wir sind besoffen von der romantischen Liebe.

Dabei kann die romantische Liebe auch ruinieren - finanziell, emotional, körperlich.

Allerdings, die Vorstellungen haben ihre Schattenseiten. Die romantische Erzählung sagt uns, dass Liebe alle Hindernisse überwindet, dass man nicht in der Hand hat, in wen man sich verliebt, dass sich Liebende beschützen bis zum Ende. Das kann Menschen ausliefern, wenn der oder die Geliebte manipulativ oder übergriffig wird. Der romantische Imperativ ist da nicht hilfreich.

Zumal die romantische Liebe eine vergleichsweise neue Erfindung ist.

Die Idee gibt es seit ungefähr 250 Jahren. Vorher haben Kirche und Familie mitgeredet, und eine Heirat war eher unabhängig davon, wen man geliebt hat. Die meisten haben aus praktischen Gründen geheiratet: Wer übernimmt

den Hof? Welche Heirat ist politisch vorteilhaft? Vor allem Frauen, die in der Regel weder ein Einkommen noch eigenen Besitz hatten, brauchten jemanden, der sie versorgt. Erst die Ehe, dann vielleicht die Liebe, das war das Gebot. Die Romantik hat das gedreht. Mit ihr wurde Liebe zu einem Freiheitsrecht des Einzelnen, seinen Partner aus romantischen Gründen zu wählen.

Viele meinen, dass wir es mit der Freiheit übertrieben haben, weil Beziehungen weniger verbindlich seien.

Das würde ich nicht sagen. Die Umstände haben sich verändert. Zum Beispiel die Lebensspanne. Lange wurden die Menschen kaum älter als 40, entsprechend kurz waren ihre Ehen. Heute werden wir doppelt so alt. Das verändert, wie wir uns binden.

Die Ehe hat als Institution an Bedeutung verloren ...

... und die Scheidung an Stigma. Vor 100 Jahren waren Geschiedene ruiniert, zumindest die Frauen. Heute müssen sich Menschen, die allein leben, weniger verteidigen. Der kulturelle Code ändert sich.



Fühlt ihr's schon?

Für diese Seiten hat Aslı Özgelik, die in Essen Fotografie studiert, ihre Freundinnen und Freunde beim Lieben aufgenommen. Manchmal trägt Aslı dick Farbe auf ihre Fotos auf. Der Stil erlaube Fehler und Zufälle, sagt sie. Dank ihm nehme sie sich weniger ernst. Was ja immer eine gute Idee ist, auch und gerade in der Liebe



Es entsteht zunehmend der Eindruck, die Liebe muss auf den Lifestyle einzahlen: Wen, wie viele und wie ich liebe, muss mich und meine Autonomie zum Ausdruck bringen. Beobachten Sie einen Druck, sich über Liebe zu profilieren, gerade bei jungen Leuten?

Ich habe das nicht untersucht, kann es mir aber vorstellen. Ganz einfach, weil wir heute viel mehr über Liebe, Sexualität und Partnerschaftsformen wissen. Als ich jung war, hat kaum jemand darüber gesprochen, dass er polyamor lebt. Ich glaube, die ökonomische Emanzipierung der Frau und die Digitalisierung haben radikal verändert, wie wir romantische Liebe verstehen.

Wobei Sie kein großer Fan von Datingportalen wie Tinder sind.

Ach, in eine Zeit davor würde ich auch nicht zurückwollen. Solche Angebote helfen vielen, gerade Menschen in weniger konventionellen Beziehungen. Wenn du früher LGBTQ+ warst, wusstest du womöglich nicht, dass es in deiner Nähe andere gibt, die auch so lieben. Social Media und Dating-Apps haben den Pool möglicher Partner enorm erweitert. Sie machen es sehr viel leichter, sich in jemand viel Älteren oder in jemanden aus einer anderen Gesellschaftsschicht zu verlieben. Das ist eine gute Sache.

Aber?

Viele glauben, solche Apps lösten ihre Probleme. Dabei hat sich nicht verändert, wie wir Liebe finden und erleben, nur weil es Tinder gibt. Wenn du jemanden zum ersten Mal triffst, nimmst

du instinktiv auf, wie diese Person aussieht, klingt, riecht, sich bewegt. Ein komplexer Algorithmus im Kopf berechnet aus diesen Informationen, ob die Person gut für dich ist. Online fehlen die meisten dieser notwendigen Informationen aber. Und wir vertrauen auf einen Algorithmus, der nicht annähernd so gut ist wie unser Gehirn. So sind viele einfach überfordert von der Menge möglicher Partner.

Sind Menschen monogame Wesen?

Definitiv nicht. In vielen Gesellschaften wurde das als Ideal religiös und gesetzlich verankert, damit die Leute, die an der Macht sind, nicht völlig im Chaos versinken. Monogamie ist eine Form der Kontrolle. Ein soziales Konstrukt, kein biologisches. Das sieht man im Tierreich.

Manche Tiere leben doch monogam?

Ich würde sagen, es gibt kaum ein wirklich monogames Tier. Sie sind – wie wir Menschen auch – sozial monogam, aber nicht reproduktiv. Sie bilden Paare, leben zusammen, bekommen Kinder und schleichen sich dann davon, um Sex mit jemand anderem zu haben. Weil der Partner vielleicht toll mit den Kindern ist, aber genetisch nicht viel hermacht. Also gehst du rüber zum genetisch überlegenen Nächsten, schläfst mit dem und ziehst das Baby mit deinem Partner groß. Evolutionär ist das ein Volltreffer.

Was sagt die Forschung: Gleich und Gleich gesellt sich gern, oder Gegensätze ziehen sich an?

Neurobiologisch sehen wir, dass wir jemanden mit anderem Gensatz suchen: Je unterschiedlicher die Gene, desto höher die Chance, dass ein gemeinsames Kind bei einer Krankheit gute Immunantworten findet.

Sozial scheint das anders zu sein: Die meisten Paare kommen aus derselben sozialen Schicht.

Das mag für westliche Gesellschaften stimmen, ich habe solche Klassenfragen noch nicht erforscht. Was wir tatsächlich sehen: Für die Langfristigkeit einer Partnerschaft ist ein gemeinsames Hobby oder ein ähnlicher Musikgeschmack weit weniger wichtig als gemeinsame Werte und Ideale: ähnliche Vorstellungen davon, was im Leben zählt, was man sich von einer Beziehung wünscht, vielleicht auch, was man Kindern beibringen sollte, wenn man welche hat oder plant.

Liebt man mit 50 anders als mit 18?

Man hat eine andere, gewachsene Vorstellung vom idealen Partner. Aber die Neurochemie bleibt dieselbe.

Glauben Sie an Liebe auf den ersten Blick? Glaubt die Wissenschaft an Liebe auf den ersten Blick?

Nein. Und nein. Dieses erste Gefühl ist Lust. Liebe braucht Zeit, um sich zu entwickeln.

Und was hilft gegen Liebeskummer?

So leid es mir tut: Da helfen vor allem Aktivitäten, die in so einer Trauer schwerfallen. Lachen, Sport, unter Leute gehen. Das ersetzt einen Teil der verlorenen Neurochemie. Ach, stimmt nicht, Dopamin wird auch freigesetzt, wenn man einfach nur Schokolade isst. Esst Schokolade! ➔



Früher hat die Britin Anna Machin untersucht, wie Affen lieben und sich binden. Zum Menschen war es dann nicht mehr allzu weit.

208 Snapchat- Flammen



Es ist kalt. Vanessa ist es trotzdem zu blöd, hier im Burger King ihre Jacke überzuziehen. Könnte ja scheiße aussehen. „Lasst uns doch mal auf der Kegelbahn treffen. Da ist es warm.“

Kurze Diskussion, schnell ist klar: Die Kegelbahn ist raus. Obwohl sie die wichtigsten Kriterien für Lina (16) und Vanessa (15), die ihre richtigen Vornamen und die ihrer Crushes nicht nennen möchten, erfüllt: Keine Erwachsenen, es kann geraucht und gevapt werden.

Lina sagt zu alldem erst mal gar nichts, und wenn sie was sagt, geht ihr Blick rüber zu Anton. Es sind schnelle, verlegene Blicke, ein kurzes Abchecken: Wie reagiert Anton, lacht er auch? Sieht er mich an? Treffen sich ihre Blicke, passiert es: dieses spezielle Grinsen, wie es nur Verliebte grinsen. Hier an diesem Donnerstagabend im Burger King ist es da. Die ganze Zeit.

Seit ein paar Wochen ist Lina klar, dass sie auf Anton steht und nicht nur mit ihm befreundet sein will. „Da geht was. Das sieht man doch“, sagt Vanessa. Geht es nach Linas Snaps, hat Vanessa recht. Nicht sie ist in Linas Snapchat die Nummer eins, sondern Anton (und umgekehrt). Mit keiner anderen Person schickt Lina sich so viele Bilder und Videos. 208 Flammen stehen heute neben seinem Namen. 208 Tage ununterbrochene Kommunikation.

Am Wochenende will sie es wagen und mit Anton knutschen. Ein großer Schritt: „Richtig mit jemandem rumgemacht habe ich noch nie.“ Bei Vanessa ist das anders, aber nach einer schlechten Erfahrung ist sie vorsichtiger geworden: „Er hat Dinge erzählt, die niemanden etwas angehen.“ Intimität ist für die beiden keine schnelle Nummer mit irgendwem. Die meisten in der Clique hätten noch nicht viele Erfahrungen, aber eine

Vorstellung, was sie wollen. „Mir ist wichtig, dass es nicht irgendein Verarschen ist und die Person vorher mal drüber nachgedacht hat, ob man jetzt was mit mir haben möchte“, sagt Vanessa. Eine Beziehung hätten beide gerne. Sie sind sich einig: „Wenn man in jemanden verliebt ist, will man die Person ja schon für sich haben. Also dass sie mit keiner anderen was hat.“

Linus und Vanessas Einstellungen spiegeln sich in Studien wider. In einer der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung von 2019 heißt es, dass die meisten Jugendlichen heterosexuell sind. Neun Prozent der 14- bis 25-Jährigen beschrieben sich als nicht ausschließlich hetero. Die Studie widerlegt auch die Annahme, dass Jugendliche immer früher Sex hätten: Der Anteil der 16-Jährigen, die schon Sex hatten, ist von 39 (2014) auf 35 Prozent gesunken. Die Mehrheit der befragten Jugendlichen fühlte sich zu jung für Sex oder suchte die oder den Richtigen.

Den hat auch Vanessa noch nicht gefunden, trotz Matteo. Seitdem er auf seinem E-Scooter mit großer Geste und viel „Digga, was geht“, „Digga, fick dich“ im Burger King erschienen ist, ist Vanessa sichtlich angespannter. Seit vorletztem Sommer haben sie und Matteo immer mal wieder was. Aber nicht ausschließlich miteinander.

„Ich habe eben Erik an der Ampel getroffen. Das war so peinlich.“ Kaum hat Vanessa das gesagt, schaut Matteo von seinem Handy hoch. „Ach was, der schöne Erik.“ Matteo ist getriggert, Vanessas Ziel erreicht. Dabei will sie gar nicht so richtig was von Erik: zu schön, zu beliebt. „Der hat für mich Celebrity-Status. Da schwärme ich nur.“

Ann-Kristin Schöne





Noch eine Million Mal streiten

Unser Autor hat geheiratet –
nicht irgendwen, sondern seine
beste Freundin

Emma ist die Erste, die heult. Dann Sonami. Dann Maxi, Loui, Khaled, Nils... Wie Dominosteine reißt es einen nach dem anderen um.

Ich stehe in meinem gold-beigefarbenen jumpsuit auf einer Bühne, schaue in ein Meer aus bunten Kleidern und Anzügen und Hüten. Mir gegenüber: Sophie, hochgesteckte Haare, rosa Einteiler, wunderschön. Hinter uns ragt ein Traubogen in den Himmel, an dessen Spitze ein Schild hängt: Barti & Sophie. Ich muss aufpassen, dass meine Stimme nicht bricht, als ich Sophie verspreche: „Es ist bedingungslos, und es ist für immer. Und deshalb werden wir, no matter what, uns in diesem Leben noch eine Million Mal streiten, immer mit der Gewissheit, dass wir uns eine Million Mal wieder zusammenraffen – und so scheißunromantisch das klingt: Das ist der Kern des Ganzen, die Essenz.“ Wir küssen uns. Die Band spielt „Primadonna Girl“ von Marina and the Diamonds. Bengalos werden gezündet, blaurosa Nebel. Dann heule auch ich.

Ich habe geheiratet. Mit Zeremonie, Hochzeitstorte und Brautstrauß und gezapftem Bier und Gästen, angereist aus Paris und London, Italien und Australien. Dabei sind Sophie und ich kein Paar, zumindest nicht im klassischen Sinn. Es muss 2010 gewesen sein, wir waren 15 und saßen in Französisch nebeneinander, als wir beschlossen, dass wir beste Freunde sind und bleiben – ohne wirklich zu wissen, was das eigentlich bedeutet (außer gemeinsam Schule zu schwänzen und sich auf Punkfestivals zu betrinken). Als wir mit 18 immer noch dicke waren, haben wir einander gesagt: Wenn wir 40 sind und Single, heiraten wir. Als Notnagel sozusagen, damit wir nicht allein sterben.

Irgendwann mit Mitte 20, als wir längst zusammen von zu Hause ausgezogen waren, als unsere Liebe andere Crushes und Partnerinnen überdauert hatte und wir noch immer beste Freunde waren, da haben wir uns gesagt: Wir wollen kein Notnagel sein, und es ist völlig wurst, ob wir Single sind oder nicht. Und dass wir schon gar nicht bis 40 warten wollen, um das zu feiern, was wir aneinander haben. Wir haben uns auf das Jahr 2023 festgelegt und Karten entworfen: Sophie & Bartholomäus – Einladung zur Hochzeit.

Und klar, jetzt fragt man sich: Da ist kein Staat, kein Standesamt involviert, die beiden schlafen ja nicht mal miteinander, also why call

it Hochzeit? Warum nennen sie's nicht Freundschaftsparty oder Liebesfest? Um es kurz zu machen: genau deshalb. Die Ehe ist ein Trick. Das sagt auch Emilia Roig, die sich als Politologin und Autorin mit der Ehe befasst - oder besser: mit der Abschaffung der Ehe. Denn während uns Popkultur mit Songs, Filmen und Insta-Storys einbläut, dass die Ehe der höchste Ausdruck von Liebe ist, erfülle sie in Wahrheit einen ganz anderen Zweck. „Die Ehe“, sagt Roig, „ist eine der wichtigen Säulen des Patriarchats. Sie ist nicht nur ein Stück Papier beim Standesamt, sondern ein gesamtes politisches, wirtschaftliches System.“

Ehe und Kleinfamilie hätten die Haus- und Sorgearbeit wie selbstverständlich ins Private ausgelagert, wo sie meist gratis von Frauen erledigt wird. Nur so kann das kapitalistische Wirtschaftssystem am Laufen gehalten werden. Der Staat habe also ein Interesse daran, dass die Ehe die „hauptsosiale Einheit in der Gesellschaft bleibt“, sagt Roig. „Ehen oder Kernfamilien aus zwei Erwachsenen mit zwei bis vier Kindern sind viel einfacher kontrollierbar als größere Gemeinschaften.“ Sozialer Fortschritt gehe von Bewegungen aus, nicht von Kernfamilien.

Manchmal verlieren Sophie und ich uns in Träumereien von einer Gesellschaft, die auf Freundschaften baut statt auf Ehen und Kleinfamilien. Einer, in deren Grundgesetz Artikel 6 steht: „Freundschaft steht unter dem besonderen Schutze


der staatlichen Ordnung.“ Wir machen Listen mit Städten, in die wir ziehen wollen, wenn wir einmal Kinder haben. Dass wir sie gemeinsam großziehen, steht außer Frage. Wir überlegen, wie wir unser Geld teilen; nicht zu zweit, sondern zu dritt, viert oder fünft, damit alle unsere Freunde und Freundinnen so viel haben, wie sie brauchen, egal ob sie als Ärztin, in der Pflege oder als freie Journalisten arbeiten. Neulich hat mich Sophie gefragt, ob ich mir zutrauen würde, zu entscheiden, was das Beste für sie wäre, wenn sie das nach einem Unfall nicht mehr kann.

All das sind Fragen, die wir womöglich nicht stellen müssten, wären wir eine traditionelle Zweierromanze. Aber die Gegenerzählungen, die eine freundschaftszentrierte Lebensweise vorlegen, sind immer noch rar. Wenn überhaupt, höre ich sie von queeren Friends, die im herkömmlichen Liebeskript nicht vorgesehen und dadurch gezwungen sind, eigene Erzählungen und Abmachungen zu finden.

Und, ganz ehrlich: Wer wäre gekommen, hätten wir unsere Hochzeit Freundschaftsfest genannt? Wie viele hätten uns abgesagt, weil sie zeitgleich auf einer „richtigen“ Hochzeit eingeladen gewesen wären? Ich glaube, wir mussten die Hochzeit hopsnehmen, um ernst genommen zu werden. Uns die Institution aneignen, um sie ins Gegenteil zu verkehren. Wir wollten ein Fest feiern wider die Exklusivität und für die Freundschaft.

„Ich werde dich immer daran erinnern, warum wir heute heiraten“, schließt Sophie ihr Eheversprechen. „Weil wir unsere eigenen Regeln machen, weil wir Menschen mitreißen. Weil wir nicht vergessen, groß zu träumen...“

Während ich mir wieder und wieder die wackeligen Handyaufnahmen davon ansehe, muss ich daran denken, was die Autorin Lisa Krusche in ihrem berührenden Freundschaftsessay „Hab von dir geträumt, du hast meinen Kaktus abgebrochen“ schreibt: „Die Liebe bringt nicht Individuen miteinander in Verbindung, sondern vollzieht einen Schnitt in jedem von ihnen. Als wären sie plötzlich von einer neuen Ebene durchzogen, in der sie nun gemeinsam durch die Welt ziehen. Liebe ist nie miteinander sein - sondern miteinander werden.“

Durch Sophie bin ich die Person geworden, die ich heute bin. Aber auch durch Maxi, Loui, Nils. Und Sophie ist Sophie nicht nur wegen mir, sondern auch wegen Sonami, Emma und Khaled. So ziehen wir, ob wir uns kennen oder nicht, gemeinsam durch die Welt, verbunden durch ein unsichtbares Band, das sich Liebe nennt. Und am Ende ist unsere Hochzeit auch das: ein Feiern des Gemeinsam-durch-die-Welt-Ziehens. Nicht mehr und nicht weniger als ein Fest der wahren Liebe. 



Plötzlich erwachsen

Von Kojja Haaf
Fotos: Laszlo Randelzhofer

Für manche fängt der Ernst
des Lebens echt zu früh an.
Für Ljuba, Anne und
Leoni zum Beispiel, die ohne
ihre Eltern leben



Wer sich ein „Kinderheim“ vorstellt, mag an Schlafsäle denken und herrische Schwestern. Das Wort klingt nach einer Vergangenheit, in der missliebigen Eltern die Kinder weggenommen und renitente Jugendliche zwangsverwahrt wurden. Diese Zeiten sind vorbei: In der Behördensprache heißt es heute stationäres Kinder- und Jugendwohnen, die Bewohner sagen oft WG. Der Regelfall ist ein

Ljuba kam mit 14. Von Deutschland hat er sich ehrlich gesagt ein bisschen mehr erhofft

eigenes Zimmer in einer Wohngruppe mit einer Handvoll Kindern und Jugendlichen. Hier in der WG am Berliner Ostkreuz, die der Jugendhilfeverein „Aktion '70“ führt,

sind sie zu siebt. Vier Mädchen in der unteren WG, eine Etage drüber drei Jungs. Unter der Woche ist tagsüber immer eine Betreuerin oder ein Betreuer vor Ort. Mit denen organisieren sie ihren Alltag und die Zukunft: Den Raum für Einzelgespräche nennen sie „Raum 101“, erzählt Betreuer Humberto. Nach dem Zimmer im dystopischen Roman „1984“, in dem man mit seinen finstersten Ängsten gequält wird. Humberto, ein vernünftiger Riese mit Tattoos und Ohringen, grinst, schließt den Raum auf und wünscht viel Spaß mit den drei WG-Bewohnern, die ihre Geschichten erzählen wollen.

Anne

Anne ist 15 und als Letzte in die WG gekommen, vergangenen Sommer. Sie mag es hier. „Es fühlt sich wie ein Zuhause an.“ Ein Gefühl, das sie bisher in keiner Kinder- und Jugendhilfeein-

richtung verspürt hat. Das will was heißen, Anne hat schon in fünf gelebt.

Als sie sieben war, holte sie der Kindernotdienst eines Tages von der Schule ab. Seitdem wohnt sie nicht mehr bei ihren Eltern. Die Zeit vor der Jugendhilfe nennt sie „chaotisch“. Ihre Eltern waren suchtkrank, Alkohol, Heroin. Das machte sie unberechenbar: Sie wurden aus dem Nichts aggressiv und stritten. Dann wieder Gleichgültigkeit. Was Anne machte, war zu Hause völlig egal.

Vor drei Jahren ist ihr Vater an einer Lungenembolie gestorben. Zu ihrer Mutter hielt sie lange Kontakt. Anne hörte zu, kümmerte sich. Da war lange die Hoffnung, zu ihr zurückzukönnen. Heute weiß Anne, dass die Trennung richtig war. Damals konnte sie das nicht begreifen: Es gab zu Hause auch Nähe und Zuneigung, nie Gewalt. Anders als an dem Ort, an den sie gebracht wurde.

In Annes erster Wohngruppe in Brandenburg lebten Vier- bis Achtjährige. Sie hatte nicht das Gefühl, dass die Erzieher das kümmerte. „Kein Körperkontakt, keine Umarmung, nichts. Du konntest weinen, so viel du wolltest.“ Ganz im Gegenteil: Die Menschen, die dort Elternersatz hätten sein sollen, hätten die Kinder provoziert, sagt Anne, sie beschimpft, ihnen bizarre Streiche gespielt. Einmal habe sie zugesehen, wie ein Kind geschlagen wurde.

So schlimm wie die erste Einrichtung war keine, wirklich schön war es erst hier in der WG am Berliner Ostkreuz. Man freundet sich durchaus mit anderen an, sagt Anne, aber selten sind diese Verbindungen dauerhaft. Viele kriegen die Gewalt, die Suchanfälligkeit und das Misstrauen, das ihnen im Elternhaus vorgelebt wurde, nicht mehr aus den Knochen. „Ich habe gelernt, mich nur auf mich selbst zu verlassen“, sagt Anne.

Und jetzt? Anne findet, ihr Leben wird besser. Sie schwärmt, dass sich in der WG tatsächlich umarmt wird, dass die Erzieher merken, wenn es ihr schlecht geht. Dass sie hier ermutigt wird, ihr Leben zu gestalten. Die Wand im gemeinsamen Wohnzimmer zum Beispiel, die war ihnen zu kahl, und jetzt malt Anne mit ihren beiden Mitbewohnerinnen einen Dschungel mit Regenbogen darauf. Sicher, Kleinigkeiten. Aber wichtig, sagt Anne.

So richtig leuchten ihre Augen, als sie von ihrer besten Freundin erzählt.

Sie nennt sie ihr „Gegenstück“. Sie hat denselben Scheiß durch wie Anne. Das macht es leichter, darüber zu sprechen. Sie müssen sich bestimmte Dinge gar nicht erklären, sagt Anne, und verurteilen einander nicht. Sie hätten auch schon zusammen „Scheiße gebaut“, unter anderem was mit Drogen. Eigentlich wollte Anne nie welche anrühren, jetzt sei es eben doch dazu gekommen. Angst, süchtig zu werden, hat sie aber nicht: Das Beispiel ihrer Eltern sei zu abschreckend.

Annes Plan: Abitur. Und falls nicht, Sozialassistentin werden. Wer, wenn nicht sie, wüsste, was elternlose Kinder von einer Erzieherin brauchen?

Leoni

Neben Annes Zimmer ist das von Leoni, 17. Klein ist es, dunkel, aber gemütlich. Auf dem Bett türmen sich Kuscheltiere. Das größte, einen gewaltigen Teddy, hat sie gerade erst gekauft. Sie sei einsam in letzter Zeit.

Leoni hat ihre Ausbildung abgebrochen, wegen ihrer Depression und einer Angststörung. Irgendwann hat Leoni es immer seltener geschafft, morgens aufzustehen, die Fehltag haben sich gehäuft. Sie will Sozialassistentin werden, wie Anne und wie ihre Stiefmutter, die sie bewundert. „Die weiß wirklich, wie man mit Kindern umgeht.“ Es ist klar, an wen Leoni bei diesem Satz noch denkt. Im März 2022 hat ihre Mutter sie rausgeschmissen, nach Jahren des Streits.

Ihre Mutter weigere sich, ihre eigene psychische Erkrankung einzusehen, sagt Leoni. Manchmal war sie



richtig obsessiv, hat mehrmals am Tag gestaubsaugt und den Kindern kaum zu erfüllende Hygieneregeln aufgestellt. Das Geld hatte sie weniger im Griff. „Für eine neue Hose war nie was da, aber wir Kinder hatten immer ein oder zwei Smartphones, weil meine Mutter sich immer wieder neue gekauft hat.“ Von ihrem Vater habe die Mutter sie ferngehalten.

„Ich habe immer nach Aufmerksamkeit und Liebe geschrien“, erinnert sich Leoni. Manchmal hat sie versucht, die Sauberkeitsvorstellungen ihrer Mutter für ein liebes Wort überzuerfüllen. Ihre eigene psychische Gesundheit litt darunter. Mit 15 war Leoni in einer Klinik. Während der drei Monate hatten sie keinen Kontakt. Aber als Leoni wieder einzog, hatte ihre Mutter ihren Handyvertrag gekündigt. Beiden war klar, dass das nicht mehr funktioniert. Leoni meldete sich bei der Jugendhilfe, kam in eine Kriseneinrichtung, in der die Jugendlichen untereinander gewalttätig wurden, zog wieder zu ihrer Mutter, wurde wieder rausgeschmissen, kam in die WG.

Sie hätte lieber alleine gewohnt, ist aber froh, nette Leute um sich zu haben. Trotzdem ist da die Einsamkeit. Freunde habe sie keine, sagt sie. Nur ihren Freund. Dave und sie haben sich in der Klinik kennengelernt. Er gibt ihr Halt. Sie hat durch ihn gelernt, ihrem Schicksal mit Humor zu begegnen. Ihren Vater sieht sie jetzt auch wieder, mehrmals die Woche, sie bringt Zeit mit ihrer zweijährigen

Schwester, die sie über alles liebt. Aber insgesamt fehlt ihr etwas.

Neulich hatte Leoni einen Albtraum: Sie hat Zwillinge bekommen. „Das hat mir Angst gemacht“, sagt sie: Sollte sie wirklich Kinder bekommen, habe sie denen nichts zu bieten. „Im Moment jedenfalls.“

Ljuba

Man hat Ljuba, 18, kaum begrüßt, da warnt er: „Sie müssen mich unterbrechen, wenn ich zu viel rede!“ Das ist ein guter Hinweis: Ljuba verliert sich in Details, will alles möglichst präzise beschreiben. Er hat viel erlebt.

Auf das „Sie“ besteht er. Den Anstand hat ihm sein Vater beigebracht. Von ihm spricht Ljuba mal fast bewundernd, mal enttäuscht. Ein schwieriger Mensch sei das, unberechenbar, auch wegen seines langjährigen Cannabiskonsums. Gewalt? Ja, gegen ihn, seine Geschwister, seine Mutter, die Gewalt war immer da. Andererseits half ihm der Vater immer mit Geld aus, wenn er ihn darum bat. „Das ist aber nicht das, was ich wirklich gebraucht habe“, sagt Ljuba. Lieber als eine Playstation hätte er jemanden gehabt, der mit ihm Hausaufgaben macht.

Ljuba ist bei seinem Vater mit zwei Geschwistern in Serbien aufgewachsen. Die Eltern haben sich früh getrennt. In seinem Dorf habe er nie ganz dazugehört. Die anderen Kinder hätten ihn wegen seiner dunklen Hautfarbe gehänselt. Ljuba beschäftigte sich oft mit

sich selbst. Das ist bis heute so. Gleichzeitig wünscht er sich, anderen nah zu sein. Er möchte gefallen, sagt er, nützlich sein. Immer wieder erwähnt Ljuba seine Fähigkeiten. Er könne gut Dinge reparieren, sei ziemlich gut im Fußball gewesen, bringe sich ständig Neues bei. Jetzt beatboxt Ljuba. Das hat er in YouTube-Tutorials gelernt, und es klingt wirklich gut.

Von Deutschland hat er sich eine bessere Zukunft erhofft. Als er 14 war, zogen sie nach München. Teile der Familie waren schon dort. Aber es war schwierig. Er wurde herumgereicht, vom Onkel zu einer Tante, zu einer Cousine, zur Schwester seines Vaters nach Berlin. Dort habe er zum ersten Mal erlebt, wie gut sich eine Familie anfühlen kann. Nur bleiben durfte er nicht.

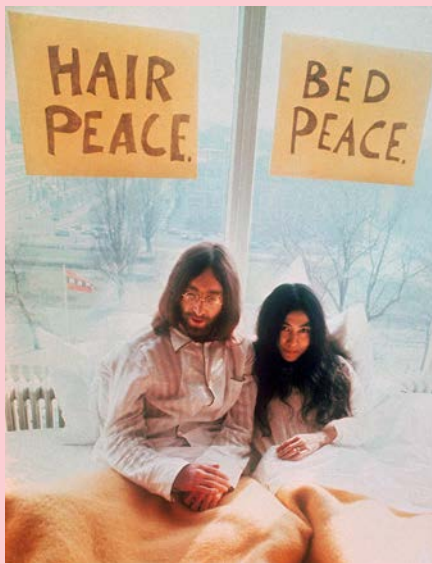
Im Frühling kam Ljuba in die WG. Die Jungs-WG, das sind jetzt er, ein junger Ukrainer und ein Afghane. Und unten die Mädchen. Als die Rede auf sie kommt, druckst Ljuba. Er glaubt, dass er sich die Nähe, die er von seinen Eltern nicht bekommen hat, oft bei seinen Partnerinnen zurückzuholen versucht. Gleichzeitig sei seine größte Angst, sich auf jemanden einzulassen und wieder enttäuscht zu werden. Mit einem der Mädels hier hatte er kurz nach seinem Einzug was laufen. Lang ging das nicht, und am Ende war Ljuba wieder am Boden zerstört und für lange Gespräche mit den Erziehern hier im „Raum 101“.

Solche Erlebnisse führen dazu, dass sich Ljuba zurückzieht. Aus seinem Mund klingt „Einsamkeit“, als sei sie ein Ort. „Menschen, die einmal in der Einsamkeit sind, finden nie wirklich aus ihr heraus“, sagt er. Wenn Ljuba dort ist, fängt das Grübeln an. Er kreist um die Vergangenheit, die Ablehnung und Ungerechtigkeit, die ihm widerfahren sind. Er kifft dann wieder mehr, nimmt ab, hasst sich dafür.

Gerade erzählt er von diesen finsternen Momenten, da klopf es an der Tür: Leoni. Sie müsse Ljuba kurz was fragen. Die beiden tuscheln, irgendein WG-Gossip. Einrichtungen wie die WG können Leoni, Anne und Ljuba die elterliche Liebe nicht ersetzen. Aber sie merken dort, dass es andere gibt wie sie. Und dass sie zusammen versuchen können, doch noch ein bisschen jung zu sein. ➔

Leoni im Wohnzimmer der WG. Mit uns sprechen wollte sie gern - zu sehen sein eher nicht so





Für die Friedensbewegung ist Liebe eine der größten Waffen

Als John Lennon und Yoko Ono am 25. März 1969 miteinander ins Bett gingen, war das nicht gerade eine intime Angelegenheit. Rund um ihr Hotelbett stand eine Reportertraube mit gezückten Notizblöcken, die Kameras klickten ohne Unterlass. Der Beatle und die japanisch-amerikanische Künstlerin hatten zu einem sogenannten Bed-in geladen: „Wir bleiben im Bett, sieben Tage, von neun Uhr bis neun Uhr, und wir sprechen über den Frieden.“

Das Paar knüpfte in den Kissen unmittelbar an den Hippieslogan „Make Love Not War“ an. Der war in den Jahren zuvor bei Protesten gegen den Vietnamkrieg entstanden und vereinte die Forderung nach freier Liebe jenseits konservativer Moral mit dem Protest gegen den Krieg. Der Claim fand rasch seinen Weg in die Welt, manchmal etwas abgewandelt. In der deutschen Aufführung des Hippie-musicals „Hair“ rief der Hauptdarsteller: „Bumsen statt Bomben.“

In Deutschland hatte sich als Widerstand gegen die Wiederbewaffnung der noch jungen Bundesrepublik bereits in den 1950er-Jahren eine Friedensbewegung formiert. Als beliebtes Protestmittel etablierten sich später die sogenannten Ostermärsche. Beim ersten in Deutschland zogen 1960 rund 1.000 Demonstrierende zu einem Truppenübungsplatz der NATO im Süden der Lüneburger Heide. Mit den Jahren ging die Initiative vor allem von kirchlichen und gewerkschaftlichen Gruppen aus, die Zahl der Teilnehmenden stieg auf Hunderttausende.

Durch die Studentenbewegung in den Sechzigern kamen zu den Märschen

viele andere Protestformen dazu. Beliebte waren Sit-ins, inspiriert von Mahatma Gandhi und der amerikanischen Bürgerrechtsbewegung: Die Demonstrierenden setzten sich einfach auf den Boden oder stellten sich in großen Gruppen zusammen, zum Beispiel, um Straßen oder Eingänge von Gebäuden zu blockieren. Bei Go-ins wiederum wurden Seminare unbeliebter Professoren gesprengt, die anschließenden Spontandiskussionen nannten sie Teach-ins.

In der DDR hatte sich die erste unabhängige Friedensbewegung erst Ende der Siebziger gebildet. Sie hatte es ungleich schwerer als die Pazifisten im Westen, weil die Staatssicherheit sie genau beobachtete. In einem Land, in dem es kaum freie politische Meinungsäußerung gab, waren selbst bauernfreundliche Slogans wie „Schwerter zu Pflugscharen“ suspekt. So



„Bumsen statt Bomben“

nannte sich Anfang der 1980er-Jahre eine der größten Protestbewegungen in der DDR. Ihr Symbol, ein Schmied, der aus einem Schwert einen Pflug macht, war praktisch verboten.

Ihren Höhepunkt erreichten die Friedensbewegungen in den Achtzigern. Als die USA und Russland immer mehr Raketen mit atomaren Sprengköpfen auf ost- und westdeutschem Boden



stationierten, wuchs mit der Angst vor einem dritten Weltkrieg auch die Zahl der Demonstrierenden. An verschiedenen Veranstaltungen für den Frieden nahmen 1983 in der BRD 700.000 Menschen teil.

Nach der Wende wurde der Zulauf zur Friedensbewegung wieder kleiner. Das Ende des Kalten Kriegs und die Annäherung der Supermächte schienen ein Zeitalter der Stabilität und des Friedens in Europa einzuläuten. Diese Hoffnung wurde bereits

durch die Kriege im ehemaligen Jugoslawien und im Irak geschmälert und mit Russlands Einmarsch in die Ukraine endgültig zerstört. Putins Angriffskrieg trieb wieder Tausende Friedensaktivisten auf die Straße, die sich kritischen Fragen stellen müssen: Wie soll Frieden geschaffen werden, wenn Putin keinen Zweifel daran lässt, dass er die Ukraine vernichten will? Muss man die Angegriffenen nicht mit Waffen unterstützen, damit sie irgendwann wieder in Frieden leben können? Ähnliche Fragen werden auch im Fall des Einmarsches der israelischen Armee in den Gazastreifen nach den Massakern der Hamas diskutiert.

Nicht nur angesichts solcher Konflikte hat sich der Slogan „Make Love Not War“ abgenutzt: Er ist als Alltagsphrase längst in der Massenkultur angekommen, grüßt von T-Shirts und Kaffeetassen. Ein anderes Bed-in von Lennon und Yoko Ono wirkt übrigens bis heute nach. Das von Lennon im Schlafanzug komponierte „Give Peace a Chance“ läuft auf jeder Demo der Friedensbewegung.

Von Oliver Gehrs



Wie schön, dass





du geboren bist

Die Mama von *Christian Rodríguez* war 17, als sie ihn bekam. Heute ist Rodríguez Fotograf – und öfter mal dabei, wenn Teenager Kinder kriegen



Teen Dads sind hier eher die Ausnahme: Die meisten Frauen kämen mit ihren Müttern oder Freundinnen, sagt Fotograf Rodríguez



Behörden sehen auf diesen Fotos Risiken. Medizinische: Bei Teenagerschwangerschaften sind Frühgeburten und Komplikationen wahrscheinlicher. Und soziale: Wenn Mädchen ein Kind zur Welt bringen, müssen sie öfter die Schule oder ihren Job aufgeben.

Christian Rodríguez sieht auf seinen Fotos etwas anderes. Er sieht junge Frauen, die vielleicht ungewollt schwanger geworden sind – aber sehr bewusst Mütter werden. Über fünf Jahre hinweg hat der Fotograf Teenagergeburten in Mexiko, Brasilien und Uruguay begleitet. Die Fotos auf diesen Seiten stammen aus Montevideo, der uruguayischen Hauptstadt. Als Rodríguez seine Fotos gemacht hat, war jede vierte Schwangere auf der Geburtsstation des Krankenhauses Pereira Rossell jünger als 19.

„Teen Mom“ ist seine persönlichste Arbeit. Seine Mutter war 17, als sie von einem Urlaubsflirt schwanger wurde. Der Vater, ebenfalls 17, verließ sie noch vor Rodríguez' Geburt. Er wuchs bei

seinen Großeltern auf und hat heute wieder Kontakt zu seinem Vater.

Auf Rodríguez' Fotos wird geschwitzt, gepresst, geklammert, geweint und geschrien. Sie zeigen junge Mütter ganz anders als das Nachmittagsfernsehen, in dem Teenager überschminkt, arm und rauchend Kinderwagen durch den Block zerren, damit sich die Zuschauer besser fühlen können. Und Rodríguez kontrastiert die Fotos aus dem Kreißsaal mit Aufnahmen, die ruhiger, aber nicht weniger kraftvoll sind: Jeweils am Tag nach der Geburt kehrte er zurück, um ein Porträt mit Kind zu machen. Ihm ist wichtig, die Mädchen als Mütter zu zeigen. Denn oft würde ihr Umfeld ihnen gar nicht zutrauen, einem Kind ein stabiles Zuhause bieten zu können. Die Mädchen würden eher beschuldigt als unterstützt, sagt Rodríguez.

Dabei berichtet das Krankenhauspersonal, dass die Frauen als Mütter in ihren Vierteln oft besser angesehen sind

als vorher. Schuldzuweisungen und Stereotype verhindern nicht, dass Teenager ungeschützt Sex haben (das können Sexualaufklärung und erschwingliche Verhütungsmittel). Sie verhindern, dass die Mädchen und ihre Familien sich die Hilfe suchen, die sie brauchen.

Teenagerschwangerschaften werden weltweit gezählt. Die Zahlen gehen weit auseinander, aber seit zwei Jahrzehnten zeichnet sich weltweit ein Trend ab: Teenagermütter werden weniger, auch in Uruguay und Deutschland.

2022 kamen hier im Durchschnitt auf 1.000 Frauen zwischen 15 und 19 Jahren sechs Geburten – die Zahl hat sich im Vergleich zum Jahr 2000 mehr als halbiert.

Gesundheitsorganisationen befürchten in allen Ländern hohe Dunkelziffern. Denn die Zahlen zeigen nur, wie viele schwangere Teenagerinnen ihr Kind tatsächlich zur Welt bringen; nicht, wie viele Schwangerschaften – legal oder illegal – abgebrochen werden. ➔

Lina, Vanessa und das Liebesleben ihrer Generation, Teil 2

Der Kuss



An diesem Wochenende geht wieder einiges bei Lina und Vanessa: Am Freitag der 16. Geburtstag einer Freundin, am Samstag eine andere Party. Anton ist da, Matteo auch. Sie sind alle befreundet, treffen sich unter der Woche fast jeden Abend. Aber Partys sind noch mal ein anderes Level.

Haarmaske, Gesichtsmaske, Körperpeeling, großes Fertigmachen für den Abend. Dann TikToks von sich machen. „Ich fühle mich durch die Videos noch mal mehr confident“, sagt Vanessa. Lina nickt.

Beziehungen, ob freundschaftlich oder romantisch, sind wie ein Gerüst. An ihm entlang testen sich die Jugendlichen aus, verhandeln miteinander, finden Sicherheit und lernen, Unsicherheit auszuhalten. Sie machen sich gegenseitig zum Wichtigsten. Denn sie ahnen, ohne es schon zu wissen: Diese Zeit kommt nicht zurück, aber bleibt für immer.

„Unsere Generation hat durch Corona einen Aussetzer in Sachen Liebe.“ Die Schulcrushes, das vorsichtige Herantasten, das Flirty-Sein: All die kleinen Vorstufen fehlen. „Entweder die Jungs wollen gleich mit dir zusammenkommen und lieben dich von null auf hundert über alles“, sagt Vanessa. „Oder sie verarschen dich einfach nur.“

Mehrere Studien belegen, dass die Einschränkungen in der Coronapandemie Jugendliche mit am stärksten getroffen haben. Eine der größten ist die COPSY-Studie, für die deutschlandweit junge Menschen zu ihrer psychischen Gesundheit und Lebensqualität befragt wurden. Laut ihr fühlten sich Anfang 2022 acht von zehn Kindern und Jugendlichen „ziemlich“ oder „äußerst“ psychisch belastet.

Lina und Vanessa haben in der Pandemie ihre Hobbys aufgegeben, das Tanzen und den Chor.

„Nur noch vor der Kamera singen und tanzen hat irgendwann echt keinen Bock mehr gemacht. Ich habe mich zurückgezogen und wollte gar nicht mehr richtig raus“, sagt Vanessa. „Wir haben uns in fiktive Welten geflüchtet“, sagt Lina. In der Schule würde es seit der Pandemie auch eher schlechter laufen. Der Bock auf Singen und Tanzen ist bis heute nicht zurück, der auf Abhängen mit ihren Leuten dafür umso mehr.


Sobald bei jemandem die Eltern nicht zu Hause sind, wird die Chance genutzt. Diese Woche steht ein gemeinsamer Filmabend an. Ein Horrorfilm.

Vanessa sitzt zwischen Lina und Matteo. Je heftiger der Killerclown wütet, desto näher rückt Vanessa an Matteo heran. „Ich hatte wirklich voll Angst.“ „Ja, ja, ist klar“, sagt Lina. „Ich hätte dich auch in den Arm nehmen können. Saß ja auch neben dir.“

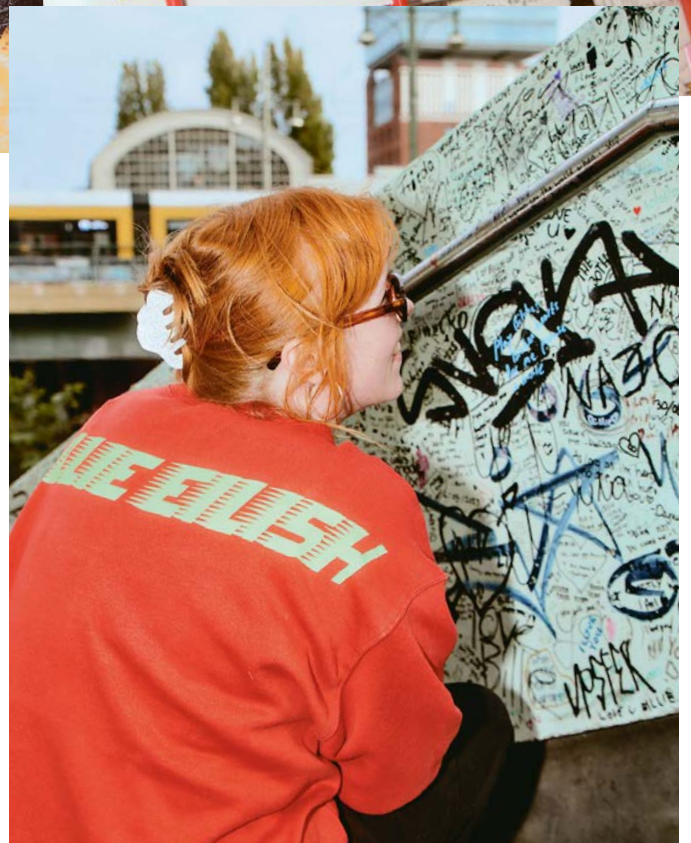
Die Party am Freitag verbringt Lina in Anton's Arm. „Die anderen haben sich schon über uns lustig gemacht und immer unsere Köpfe aneinandergedrückt. War uns zu blöd, da rumzumachen.“ Aber die nächste Party lässt ja zum Glück nicht lange auf sich warten.

Matteo macht Anton schon vorab eine Ansage. „Wenn du heute nichts mit Lina hast, bekommst du Schläge.“ Ein Scherz. Und eine Vorlage. Als die anderen auf einmal alle weg sind und nur noch Lina und Anton draußen auf der Bank sitzen. „Anton hat wieder seinen Arm um mich gelegt und gesagt: ‚Schläge von Matteo tun ganz schön weh.‘ Da hab ich es dann einfach gemacht.“

Lina ist glücklich. „Mal gucken, was das Leben jetzt bringt.“ Ein paar Tage später ist klar: nicht immer nur Gutes.

Ann-Kristin Schöne 

So wunderbar
unerreichbar: Unsere
Autorin ist Billie-
Eilish-Ultra. Und das
ist mehr als eine
Schwärmerei



Danke, Billie!

Als ich Teenie war, gab es keine wie sie in der Popmusik: nicht dünn, derber Wortschatz, Baggyklamotten und düstere Ästhetik, trotzdem ein Weltstar. Meinem Teenie-Ich – nicht dünn und als Tomboy ständig vom Gefühl geplagt, gängige Weiblichkeitsvorgaben nicht zu erfüllen – hätte eine Billie Eilish einen Batzen Selbstzweifel erspart. Meine ersten Fansymptome deutete ich als eine Art verspätete Identifikation.

Zunächst fand ich ihre Musik besonders. Engelsgleiche Stimme, aber düstere Themen, Popmusik und trotzdem nischig: Billie hatte einen Sound, den ich so noch nie gehört hatte. Dann stellte ich fest, dass ich mich mit all dem auf wunderbare Art identifizieren kann. Was sie sagt, wie sie sich gibt, I get it. Es wurde mehr daraus, viel mehr: Im Handumdrehen war ich unter den Top-0,5-Prozent ihrer Hörer auf Spotify, hängte Porträts von ihr an meine Wand und konnte nicht mehr aufhören, ständig über Billie zu sprechen. Es hatte mich erwischt.

Fandoms gibt es, seit es Populärkultur gibt – also schon lange bevor die Beatles reihenweise Teenager in Ohnmacht fallen ließen, bevor es sexy Fanfiction über Frodo Beutlin und seinen Kumpel Sam gab oder sich jemand zum ersten Mal als Stormtrooper verkleidete.

Alles soll 1887 begonnen haben, als sich Sir Arthur Conan Doyle einen Londoner Detektiv ausdachte – und die Leute nicht genug bekommen konnten von Sherlock Holmes. Sie schrieben ihre eigenen Geschichten (bevor es Fanfiction hieß) und gingen sogar auf die Straße, als Doyle seinen Protagonisten 1893 zwischenzeitlich umbrachte.

Heute gibt es unzählige solcher Fanzusammenschlüsse. Sie heißen Swifties, Bronies, BeyHives, Whovians oder Cumberbitches, sie rotten sich on- wie offline zusammen und setzen unglaubliche Kräfte frei, um ihrer geteilten Schwärmerie Ausdruck zu verleihen. Das beeindruckendste Beispiel ist derzeit wohl die „A.R.M.Y.“ – das Fandom rund um die K-Pop-Band BTS. Der Name ist kein Zufall, die Fans stehen wie eine durchorganisierte Armee hinter der Band aus Südkorea. 2017 bescherten sie BTS mit 300 Millionen Votes den Preis für den „Top Social Artist“ der Billboard Music Awards,

sie sammeln Spenden für wohltätige Zwecke und mischen sich auch politisch ein. Nach dem rassistisch motivierten Mord an George Floyd kaperte die A.R.M.Y. 2020 den Hashtag #whitelivesmatter und flutete ihn mit K-Pop-Fancontent, um ihn für Rechtsextreme unbrauchbar zu machen.

Im selben Jahr meldeten sich Tausende Mitglieder für eine Wahlkampfveranstaltung von Donald Trump an – um dann nicht hinzugehen. Statt einer Million erwarteter Menschen kamen 6.200.

Übertreiben es Fans mit ihrer Obsession, werden sie „Stans“. Im Song „Stan“ rappte Eminem 2000 über einen gleichnamigen Fan, dessen Leidenschaft für Eminem lebensbedrohliche Ausmaße annimmt. Stan schreibt Briefe an sein Idol, die klingen, als würden die beiden sich gut kennen. Er erlebt eine extreme Version dessen, was alle Stans eint: eine parasoziale Beziehung zu seinem Star, ein Gefühl von Nähe, das überwältigend ist, aber eben auch einseitig.

Billies Gesicht ist mir vertraut wie das einer besten Freundin. Manchmal sehe ich ein Outfit und denke: „Das würde ihr gefallen.“ Ihre Insta-Stories erscheinen bei mir immer ganz vorne, umringt von meinen echten Freundinnen. Wenn ich an Billie denke, kickt die parasoziale Beziehung auch bei mir. Das Gefühl kennt sie übrigens selbst: Als Billie Teenager war, litt sie am „Bieber Fever“: Sie war derart besessen von Justin Bieber, dass sich ihre Mutter ernsthaft sorgte. Nicht unberechtigt: Das Fansein kann gefährlich werden, wenn man vergisst, dass die eigenen Gefühle nicht von der Gegenseite geteilt werden. Als sich 1996 Take That trennten, mussten beispielsweise Sorgentelefone eingerichtet werden, weil einige Fans davon sprachen, dass mit dem Ende der Boyband

auch ihr Leben vorbei sei. Viele andere stalken ihre Idole. Und von den Ausmaßen, die Fankultur bei manchen Sportarten annimmt, fange ich hier gar nicht erst an.

Dabei ist das Fansein eigentlich gesund. Studien zeigen, dass Fandoms Identität stiften, das Selbstbewusstsein stärken und so Depressionen vorbeugen können

(was man besonders in der Pubertät gut gebrauchen kann). Wer Musik hört, die er kennt und liebt, setzt Dopamin frei. Fansein macht also glücklich – solange man sich der Tatsache bewusst ist, dass die eigene Liebe eine Projektion ist und eine kleine Idiotie: Ich schwärme für einen Menschen, von dem ich kaum etwas weiß, dem ich in der Regel nie begegnen werde, von dem ich nur eine Marketingversion kenne.

Überhaupt, Marketing: Meine Beziehung zu Billie unterscheidet sich auch insofern von meinen zwischenmenschlichen, als dass sie sehr viel teurer ist. Vergangenes Jahr habe ich für ein Konzert knapp 100 Euro lockergemacht. Natürlich war es jeden Cent wert. Ich dachte trotzdem wehmütig an die vor allem jungen Fans, denen das Geld für diese Erfahrung fehlt.

Uns Billie-Fans fehlt es auch sonst nicht an Investitionsmöglichkeiten: ständig neues Merch, Meet & Greets, exklusives Vinyl, drei verschiedene Düfte, Sneaker aus einer Nike-Kooperation und so weiter. Ich bin da nicht immun. Ein paar Mal konnte ich mich noch besinnen, bevor ich dann doch das Shirt für 20 Euro Versand aus den USA bestellte, das mir zu gut gefiel. Ist das eine Ausbeutung von Gefühlen? Vor allem den erfolgreichsten Künstlerinnen und Künstlern wird mitunter zu wenig Einsatz für ein möglichst barrierearmes Fandom vorgeworfen. Billie, Harry, Taylor und Co. haben die Regeln im Popbusiness zwar nicht gemacht, aber Einfluss auf sie.

Dabei muss ich nicht viel Geld ausgeben, um mir an einem schlechten Tag einen Lieblingssong anzuhören und den Tag so effektiv besser zu machen, mich beim Gedanken an ein neues Album zu fühlen, als wäre ich wieder acht und es wäre bald Weihnachten. Dosiert man es richtig, ist das Fansein ein Lifehack: eine kleine, nie versiegende Dopaminquelle. Danke dafür, Billie! ➔

Fansein macht Laune und kann ein gutes Mittel gegen Einsamkeit sein

Unsere Autorin vor der Billie Wall in Berlin (und mit Cartoon-Billie auf dem Oberarm)

Autor Nr. 89, Thema: Liebe



Wie soll ich lieben und wen? Fragen, denen besonders junge Menschen nachgehen – wenn die Familie sie lässt. Ein Interview mit einer Expertin der Jugendsprechstunde

Manche, die in Petra Winklers Sprechstunde aufschlagen, haben den Kontakt zu ihren Eltern abgebrochen, andere eine Schwangerschaft. Als Sexualpädagogin weiß Winkler, was es bedeutet, wenn die Familie über das Liebesleben von Jugendlichen bestimmen will: Im Beratungszentrum Pro Familia berät sie jeden Tag junge Menschen.

Sie beraten seit mittlerweile 35 Jahren Jugendliche. Was hat sich in dieser Zeit geändert?

Gesellschaftliche und politische Entwicklungen schlagen sich auch in unserem Angebot nieder. Als es Schwangerschaftstests noch nicht in jeder Drogerie günstig zu kaufen gab, haben wir die angeboten. Genau wie die Pille danach, als es sie noch nicht rezeptfrei gab. Große Verunsicherung herrscht immer noch beim Thema hormonelle Verhütung, also durch die Pille oder Hormonspiralen. Und auch durch die Migration ergeben sich hier neue Konstellationen.

Kommen Jugendliche mit Migrationshintergrund mit anderen Problemen?

Da gibt es keine Automatismen, ausschlaggebend ist immer die individuelle Lebenswelt. Je nach Familie können aber bestimmte kulturelle Wertvorstellungen eine Rolle spielen. Jugendliche, die hier in einem offenen Umfeld zur Schule gehen, im Elternhaus aber ganz andere, aus meiner Sicht konservative, Lebensmodelle vorgelebt bekommen, bewegen sich zwischen diesen beiden Welten. Die Fähigkeit, tagtäglich zwischen diesen Systemen zu switchen, sehe ich als Stärke.

Zwischen

Wann wird es problematisch?

Zum Beispiel, wenn Jugendliche eine Beziehung verheimlichen müssen, weil die Eltern sagen, die würde die Familienehre beschmutzen. Manche Jugendliche fürchten, zu Hause Gewalt zu erfahren oder verstoßen zu werden. Solche Restriktionen betreffen vor allem junge Frauen, den Männern werden tendenziell mehr Freiräume zugestanden. Zu immens belastenden Situationen kommt es, wenn aus einer solchen Beziehung eine Schwangerschaft entsteht. Oft entscheiden Paare, die Schwangerschaft abubrechen, damit niemand davon erfährt. Und nicht selten bin ich die einzige Person, die weiß, was diese beiden Menschen gerade beschäftigt.



Wie können Sie in solchen Fällen helfen?

Ich überlege, was die Jugendlichen brauchen, um sich sicherer zu fühlen. Ihre Lebenswelt kann ich als Beraterin nicht ändern, aber ich kann entlasten, die Trauer auffangen, die Angst nehmen, sachlich informieren. Dabei respektiere ich jede Entscheidung, auch wenn ich es selbst manchmal anders machen würde. Wichtig ist, die jungen Menschen darin zu bestärken, dass sie für sich und ihre Lebens- und Liebeswünsche einstehen. Das heißt auch, dass niemand anderes als das Paar entscheiden darf, ob es ein Kind bekommt oder nicht.

den Welten

Bitten Jugendliche Sie manchmal, mit den Eltern zu sprechen?

Ganz selten. Wir würden das tun, aber meist sind die Vorgaben zu Hause so streng, dass die Jugendlichen wenig Hoffnung haben, etwas zu bewegen. Dazu kommen psychische Gründe, etwa die Angst, die Eltern zu enttäuschen, oder die Scham, weil die Eltern erst durch die Schwangerschaft erfahren würden, dass man schon Sex hat.

In Deutschland leben mindestens 1,5 Millionen binationale Paare zusammen. Gibt es Eltern, für die nicht die Beziehung an sich, sondern die Herkunft des Partners das Problem ist?

Ja, und da sitzen auch viele deutschstämmige Eltern auf diskriminierenden Klischees. Für die ist ein Problem, dass der Freund der Tochter türkisch ist. Das geht nicht spurlos an den Paaren vorbei.

Richtige Romeo-und-Julia-Situationen.

Der Widerstand draußen ist das eine. Aber natürlich kriselt es auch innerhalb solcher Beziehungen mal. Und dann können die sich im Ernstfall nicht an die Familien wenden, weil dort das Vertrauen fehlt. Das macht heimliche Beziehungen anfälliger für Gewalt, auch sexuelle Gewalt.

Mit welchen Vorstellungen und Vorgaben sind denn Jugendliche in deutschstämmigen Familien am häufigsten konfrontiert?

Die Vorstellung, dass Sex vor der Ehe tabu ist, hält sich auch in deutschstämmigen Familien hartnäckig. Und bestimmte Rollenbilder: Viele haben klare Vorstellungen davon, was typisch männlich ist und was weiblich, und dazwischen gibt es nichts.

Was bedeutet das für queere Jugendliche?

Die traditionellen Geschlechterbilder machen es ihnen oft noch schwerer, herauszufinden, wer sie sind, wen und was sie begehren. Zu uns kommen LGBT-Personen, die Angst haben: vor Diskriminierung, vor dem Coming-out oder weil sie eine heimliche Beziehung führen. Das ist ganz unabhängig von Herkunft und Hintergrund.


Von Teseo La Marca

A close-up photograph of a human skin surface showing a large, dark, circular bruise. The bruise has a dark purple/black center that fades into a reddish-orange ring, which then blends into the surrounding pale skin. The texture of the skin is clearly visible.

Lieb mich oder stirb!

Seit Jahren steigt die Zahl der Gewalttaten innerhalb von Familien und Partnerschaften in Deutschland deutlich. Mehr als 240.000 Betroffene wurden 2022 erfasst. In acht von zehn Fällen der sogenannten Partnerschaftsgewalt waren die Opfer weiblich. Statistisch gesehen tötet alle drei Tage ein Mann seine Partnerin oder Ex-Partnerin.

Das sind bedrückend hohe Zahlen. Die tatsächlich noch viel höher sein dürften: Viele Frauen gehen nach Übergriffen nicht zur Polizei. Aus Angst. Oder aus Scham, weil ihnen als Betroffenen oft selbst die Schuld gegeben wird. „Die Regel ist, dass anzeigenden Frauen nicht geglaubt wird“, schreibt die Strafverteidigerin Christina Clemm, „dass sie einen Spießbrutenlauf vor sich haben und die Wahrscheinlichkeit, dass sie am Ende eines Verfahrens ein weiteres Mal Missachtung erfahren haben, leider größer ist, als dass am Ende ein Vergewaltiger angemessen bestraft wird.“

Häufig erleben Betroffene auch sexualisierte und psychische Gewalt, etwa durch Drohungen oder finanzielle Abhängigkeit. Partnerschaftsgewalt kommt in allen Alters- und Bevölkerungsschichten vor und kann vieles sein, auf jeden Fall ist sie das Gegenteil von Liebe. 

Ariana Grande,
Lil Yachty oder
Rita Ora: Musik
ist voller Liebe –
oder dem, was
man dafür hält

Girls – Rita Ora

Her name is Lara, we learned a lot, ah /
How to do it, like we do it like we wanna /
We just know (we just know) /
I ain't one-sided, I'm open-minded /
I'm 50/50 and I'm never gonna hide it.

QUEER
LOVE

Blau – Luna

Hab's vor mir selbst und vor der ganzen Welt geleugnet /
Gott macht keine Fehler, ich weiß, dass er mich so gewollt hat /
Denn schon im Kindergarten hab ich Blau getragen.

Damen

Nein, meine Söhne geb' ich nicht – Reinhard Mey

Ich lieb' die beiden, das will ich euch sagen /
Mehr als mein Leben, als mein Augenlicht /
Und die, die werden keine Waffen tragen /
Nein, meine Söhne geb' ich nicht!

Where Is the Love – Black Eyed Peas

It just ain't the same, old ways have changed /
New days are strange, is the world insane? /
If love and peace are so strong /
Why are there pieces of love that don't belong?

KRIEG &
FRIEDEN

ÜBERGRIFFIGE
LIEBE

Du gehörst mir – Koljah

Ich verfolg' dich auf Schritt und Tritt, weil nur du mir wichtig bist /
Du behandelst mich wie Luft, doch ich weiß, du liebst nur mich /
(...) Du verlässt täglich um halb 9 das Haus /
Ich nehme jeden Morgen zeitgleich die Verfolgung auf.

Stan – Eminem

My girlfriend's jealous 'cause I talk about you 24/7 /
But she don't know you like I know you, Slim, no one does /
She don't know what it was like for people like us growin' up /
You gotta call me, man, I'll be the biggest fan you'll ever lose.

Recherche: Florian Sievers
Illustration: Renke Brandt

R
VE

no girl before

Dear Mama – 2Pac

When I was young, me and my mama had beef /
Seventeen years old, kicked out on the streets /
Though back at the time I never thought I'd see her face /
Ain't a woman alive that could take my mama's place.

Momma (Outro) – Lil Yachty

Woah damn no girl come before my momma /
I take her where she can live great, she gonna eat steak off her plate /
She can take pics for her Instagram like let the world know her son great /
And let the world know what she ate.

Adidas – Run DMC

I like to sport 'em, that's why I bought 'em /
A sucker tried to steal 'em so I caught 'em /
And I walk down the street and bop to the beat /
With Lee on my leg and Adidas on my feet.

7 rings – Ariana Grande

Wearing a ring, but ain't gon' be no „Mrs.“ /
Bought matching diamonds for six of my bitches /
I'd rather spoil all my friends with my riches /
Think retail therapy my new addiction.

MAMA
IST DIE
BESTE

BLING
BLING

momma

Macht euch



Von Julia Lauter
Fotos: Abhishek Khedekar



weg

Sie: Muslimin.
Er: aus einer Hindu-Familie.
In Indien kann das
bedeuten, dass
man untertauchen muss



An einem Mittwoch im März 2023 bekommt Ankur überraschend Besuch. Seine Schwester, sein Schwager und dessen Bruder, die im ländlichen Bundesstaat Rajasthan leben, stehen vor seiner Tür. Sie seien zum Shoppen nach Mumbai gekommen, ob er sie über das Wochenende nach Rajasthan begleiten wolle, die Eltern kämen auch. Ankur freut sich. Auf Zeit mit seiner Familie und die Chance, über das zu sprechen, was zwischen ihnen steht. Doch als er die Autotür zuzieht, wird ihm klar, dass er zu leichtgläubig war.

Plötzlich hätten sich ihr Gesichtsausdruck und ihr Tonfall verändert, erinnert sich Ankur. „Alles ging in die falsche Richtung.“ Sie fahren aus der Stadt, viele Stunden, immer weiter nach Norden. Ankur, 24, ein jungenhafter Mann mit Locken, schiefem Lächeln und Informatik-Master, wird von seiner Familie entführt.

Wochenlang darf er nicht telefonieren oder das Haus verlassen. Sie zwingen ihn, seinen Job zu kündigen, schlagen ihn, drohen mit dem Tod. Er muss Psychopharmaka schlucken und Geisteraustreibungen über sich ergehen lassen. Und das alles wegen Shifa. Sie ist Muslimin, Ankur kommt aus einer hinduistischen Familie.

Die Reaktion ist extrem, aber keine Ausnahme. Ankurs Familie gehört zur aufstrebenden Mittelschicht, das Drama um ihn und Shifa spielt im Herzen der indischen Gesellschaft.

In den vielen Bollywood-Filmen des Landes dominiert das immer gleiche Ringen um romantische Liebe: der erste Blick, das erste Missverständnis, die Versöhnung, die Heirat. Dabei ist die Liebe in Indien eine komplexe Sache: Hier versuchen selten nur zwei Menschen herauszufinden, wie und mit wem sie ihr Leben verbringen wollen, sondern viele: die Familie, die religiöse Community, politische Gruppen, sogar der Staat.

Die große Mehrheit der indischen Ehen arrangieren die Eltern: 93 Prozent der befragten Verheirateten in städtischen Gebieten gaben bei einer großen Studie aus dem Jahr 2018 an, dass ihre Familie ihren Ehepartner ausgesucht hat. Liebesheiraten, bei denen sich die Partner eigenständig kennenlernen, sind die Ausnahme.

Das bedeutet nicht unbedingt, dass die Paare zwangsverheiratet werden. Oft dürfen die „Kinder“ bei der Entscheidung mitreden. Aber die Auswahl ist traditionell Aufgabe der Eltern. Neben individuellen Vorlieben schauen sie vor allem, dass die Familien zusammenpassen. Geld und Status spielen eine Rolle, für Hindus die Kastenzugehörigkeit und sehr zentral ist der Glaube. In einer 2020 landesweit durchgeführten Umfrage gaben 99 Prozent der verheirateten Befragten an, einen Ehepartner gleichen Glaubens zu haben. Inderinnen und Inder heiraten bis heute, wie es schon ihre Großeltern getan haben – und sie wollen, dass das so bleibt: Die überwiegende Mehrheit spricht sich gegen interreligiöse Ehen aus, über alle Glaubensgruppen hinweg.

Diese Konvention trifft Paare wie Shifa und Ankur, die für ihre Liebe mittlerweile fern der Heimat unter Polizeischutz leben. Treffen lassen sie sich nur über Videocalls. Die beiden haben Angst. Deshalb sollen ihre Nachnamen und ihr Aufenthaltsort nicht in diesem Text stehen.

„Wir haben uns bei der Arbeit kennengelernt, es hat gleich geklickt“, erzählt Shifa, schulterlange Haare, floral besticktes Hemd. Sie lächelt, wenn sie über Ankur spricht. Beide sind damals Anfang 20. Shifa hat gerade ihren Master in Psychologie abgeschlossen, die beiden arbeiten als Lehrer für eine NGO. Sie reden viel, irgendwann lange über die offiziellen Meetings hinaus.

Im Sommer 2022, die beiden kennen sich ein Jahr, weiß Shifa, dass er der Mensch ist, mit dem sie ihr Leben verbringen will. Das will sie ihm sagen. „Obwohl wir nicht zusammen sein konnten.“ Ankur ist Rationalist, er glaubt an Vernunft, nicht an einen Gott. Auch Shifa ist nicht strenggläubig. Aber dass sie aus unterschiedlichen Communities kommen, lässt sich schon an ihren Nachnamen ablesen. Und ihre Eltern dulden keine Partner aus einer anderen Glaubensgemeinschaft.

Shifa gesteht ihre Liebe.

Ankur sagt: „Lass uns weglaufen.“ Aber Shifa will ihre Familie nicht verlieren. Ankur sagt: „Dann konvertiere ich zum Islam.“ Auch das wird in beiden Familien auf Widerstand stoßen. Schließlich überzeugt er sie, es wenigstens zu versuchen: ihren Familien zu erklären, was sie einander bedeuten. Ankur sei bedingungsloser Optimist, sagt Shifa. Noch etwas, das sie an ihm liebt. Bis zu seiner Entführung sind es noch sieben Monate.

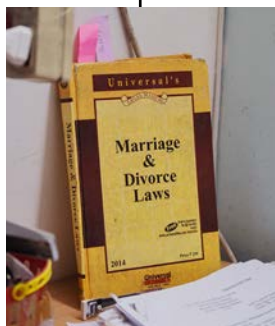
Dhanak-Gründer Asif Iqbal weiß, dass die Schwierigkeiten nicht mit der Heiratsurkunden enden: Er lebt selbst in einer interreligiösen Ehe

Unter Premierminister Narendra Modi ist das gesellschaftliche Klima in Indien rauer geworden, für die Minderheiten und besonders für Menschen wie Ankur und Shifa, die sich nicht den gesellschaftlichen Normen beugen. Seit Jahren kursiert die Verschwörungserzählung, dass muslimische Männer hinduistische Frauen heiraten würden, um sie zum Islam zu bekehren und mit diesem „Liebes-Dschihad“ die hinduistische Mehrheitsgesellschaft zu unterwandern.

Es gibt keine Daten, die dieses Narrativ stützen. Die Erzählung aber zieht Jahr für Jahr weitere Kreise: Unter dem Vorwand, den „Liebes-Dschihad“ zu bekämpfen, werden Paare in ganz Indien eingeschüchert und angegriffen.

Das ermöglicht eine Besonderheit des indischen Rechts. In der konservativen indischen Gesellschaft haben unverheiratete Paare einen schweren Stand: Sie können schwerer Wohnungen anmieten und fürchten Nachteile für ihre Kinder. Das soziale Stigma ist groß, gerade für interreligiöse Paare. Wenn sie heiraten, müssen sie das – im Gegensatz zu allen anderen Paaren – standesamtlich tun. Und diese Ehen regelt der „Special Marriage Act“.

Er schreibt vor, dass sich die Paare 30 Tage vor der Heirat mit Namen und Anschrift anmelden müssen – öffentlich. Fanatiker durchforsten die Daten, um die Paare und deren Familien einzuschüchtern. Zudem haben zahlreiche Bundesstaaten zuletzt Gesetze erlassen, die interreligiöse Ehen erschweren: Wer den Glauben wechselt, muss das vorab ebenfalls anmelden und beweisen, dass er nicht durch „falsche Darstellung“, Gewalt, „Verlockung“ oder „betrügerische Mittel“ vom Partner





beeinflusst worden ist. Gelingt das nicht, drohen dem „Verführer“ bis zu zehn Jahre Haft. Untersuchungen zeigen, dass bisher fast nur muslimische Männer angezeigt wurden – vor allem von nationalistischen Gruppen.

In dieser Gemengelage ist das Verliebtsein auch ohne Ehe eine Prüfung. Keiner weiß das besser als Asif Iqbal. Sein Büro liegt in einem verwinkelten Viertel im Osten Neu-Delhis. Seit bald 20 Jahren hilft Iqbal Paaren, sich gegen die Liebesverbote zu wehren.

„Weil jeder frei wählen sollte, mit wem er das Leben verbringt“, sagt Iqbal, „und weil wir damit an einer Säule des Patriarchats sägen.“ Iqbal lacht.

Der ausgebildete Sozialarbeiter strahlt die überlegte Ruhe aus, die es hier braucht. Die Paare, die zu Iqbal kommen, sind im Ausnahmezustand. „Sie haben Angst, gegen ihren Willen verheiratet oder verschleppt zu werden, Angst vor den Menschen, die ihnen am nächsten sind, und auch vor der Polizei.“

Iqbal kommt aus einer muslimischen, seine Frau aus einer hinduistischen Familie. 2005 gründeten sie mit anderen Dhanak Of Humanity. Mittlerweile hat er fünf Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Fast alle sind „Survivors“, wie sie sich nennen: Überlebende einer Gesellschaft, die sie wegen ihrer Liebe verstoßen hat.

Um Paare vor Zwangsehen, Suiziden und Ehrenmorden zu bewahren, arbeitet der Verein auch mit staatlichen Einrichtungen zusammen. Denn theoretisch haben alle Inder das Recht, ihre Partnerinnen und Partner frei zu wählen. Aber praktisch wird das nicht auf jeder Polizeidienststelle anerkannt. Darum helfen Iqbal und sein Team: Sie helfen dabei, die standesamtliche Heirat anzumelden. Beraten zum Umgang mit den Familien. Und bringen Paare bei akuter Bedrohung in einem „Safe House“ unter, das von der Polizei geschützt werden muss.

Vor Jahren empfahl Indiens Oberster Gerichtshof, dass es solche Häuser im ganzen Land geben soll, mindestens eines pro Distrikt. Heute gibt es solche Schutzräume nur in drei Staaten. Der in Delhi hat Platz für zehn Paare. Seit September leben Ankur und Shifa hier.

„Plötzlich war Ankur einfach nicht mehr erreichbar“, erinnert sich Shifa. Sie wusste, dass er mit seinen Geschwistern weggefahren war. Tage lang bleiben ihre Nachrichten und Anrufe unbeantwortet. Dann schickt Ankur erste Sprachnachrichten.

Er habe geweint und verzweifelt gewirkt, erzählt Shifa, und er habe erklärt, sich trennen zu wollen. Zwei Tage später kann Ankur die erste E-Mail an der Überwachung seiner Familie vorbeischmuggeln. „Darin stand, dass er mit mir zusammenbleiben will. Und dass ich dringend Hilfe suchen soll.“

Eine Familie sei wie eine Hand, sagen Ankurs Verwandte: Ein einzelner Finger könne nichts, um zuzugreifen, müssen alle Finger kontrolliert handeln. Für Ankur wird seine Familie zur Faust. Eine, die nach ihm und Shifa schlägt. Seine Familie lässt Beziehungen zu radikalen Hindu-Organisationen spielen, droht, Shifa wegen des „Liebes-Dschihad“ anzuzeigen, Auftragschläger zu ihrer Familie zu schicken. Shifa ist in diesen Wochen allein. Ihre Eltern sind auch gegen die Verbindung, Freunde wenden sich aus Angst vor Schikane ab. Im Mai 2023 findet Shifa im Internet Dhanak, sie ruft Asif Iqbal an.

Bis zu 60 Paare melden sich jeden Monat bei Dhanak. Maximal 40 begleiten Iqbal und sein Team jedes Jahr bis zur Heirat. Viele hätten am Ende doch zu viel Angst und knickten ein, erzählt Iqbal. Wie ihre Geschichten enden, erfährt er nie.

Vor Angriffen sichert Iqbal sich und den Verein durch eidesstattliche Erklärungen der Paare ab. In denen unterschreiben sie, dass sie freiwillig und aus Liebe handeln. Nur so könne man sichergehen, dass die Organisation später nicht angeklagt wird, wenn einer einen Rückzieher macht, erzählt Iqbal. Der Druck auf seine Organisation ist groß. An früheren Standorten randalierten schon aufgebrachte Eltern, die Adressen des Büros und des Safe House sind geheim.

Für Ankur und Shifa gibt es am Ende nur eine Lösung: Täuschung. Ankur gibt sich zu Hause geläutert. Er betet täglich mit seiner Familie, trennt sich offiziell von Shifa. Nach Wochen des Terrors darf er zurück nach Mumbai. Bald treffen sie sich für wenige Minuten, heimlich, an einer Bahnstation, und planen ihre Flucht nach Delhi. Erst im Flugzeug, es ist Shifas erster Flug, fühlen sie sich wieder sicher. Sie

schlafen einen Monat lang im Büro von Dhanak. Tagsüber wird ihr Zimmer als Beratungsraum genutzt.

Am 11. Oktober 2023 kehren Ankur und Shifa für einen Tag zurück nach Mumbai: um zu heiraten. Unter Polizeischutz. Ihre Eltern informieren sie vorab telefonisch. Ankurs Mutter droht mit Selbstmord, Shifas Mutter bricht den Kontakt ab. Aus ihrem Freundeskreis traut sich niemand zur Hochzeit. Trauzeugen sind „Überlebende“ aus dem Dhanak-Netzwerk.

Er erlebe oft, erzählt Asif Iqbal, dass die Familien nach einer Zeit doch einlenken und die Ehe hinnehmen. Das sei bei ihm selbst so gewesen: Mit den Jahren verblasse die Erinnerung an die Verletzungen, und übrig bleibe eine Lücke, das gegenseitige Nicht-Verstehen. „Diese Paare“, sagt Iqbal, „stellen das System infrage. Darum werden sie so harsch bekämpft. In jeder dieser Lieben liegt Kraft für Veränderung.“

Hinter der Geschichte

Indien ist ein multireligiöses, multiethnisches Land, in dem neben der Mehrheit der Hindus Christen, Sikhs, Buddhisten und Jains leben. Die größte Minderheit: die fast 200 Millionen Muslime. Bei der Gründung der Staaten Indien und Pakistan 1947 mussten Millionen Menschen umsiedeln, Hindus, Muslime und Sikhs gerieten in blutige Auseinandersetzungen. Die Gewalt flammt immer wieder mal auf, aber insgesamt leben die Glaubensgemeinschaften weitgehend friedlich zusammen. Seit 2014 Narendra Modi Premierminister wurde, verfolgt die Regierung einen Hindu-nationalistischen Kurs: Sie hat Gesetze geschaffen, die besonders Muslime diskriminieren, und ein gesellschaftliches Klima, in dem Übergriffe akzeptiert und Regierungskritiker öffentlich diffamiert werden.

Herz



Über die Liebe grübeln Menschen
schon immer. Erst recht die,
die von Beruf grübeln.
Ein liebevoller Streifzug durch
die Philosophiegeschichte

über Kopf

Das Kopfzerbrechen über die Liebe beginnt mit einem Kater. Ein Haufen Athener hat es ordentlich krachen lassen am Vortag, und was macht so eine Truppe, wenn der Schädel dröhnt und der Magen rumort? Kontern! So treffen sich in Platons fiktivem „Gastmahl“, dem wohl wichtigsten philosophischen Text über die Liebe, ein paar Kumpels zu Speis und Trank im Haus des Dichters Agathon. Und beginnen ein Gespräch über das höchste der Gefühle: Jeder soll eine Lobrede auf den Liebesgott Eros halten.

Einfluss haben vor allem zwei dieser Reden: die von Aristophanes und die von Platons Lehrer Sokrates. Aristophanes ist Komödiendichter, er setzt den sogenannten Kugelmenschenmythos in die Welt: Früher, meint er, waren die Menschen rundliche Wesen, die sich mit vier Armen und vier Beinen Rad schlagend durch die Welt bewegten.

Bis es Zeus zu bunt wurde, er sie in der Mitte durchschnitt und ihnen so die heutige Form verlieh. Seither suchen die Menschen, unterstützt von Eros, nach ihrer verlorenen Hälfte. Die schon bei Aristophanes durchaus demselben Geschlecht angehören kann.

Die bessere Hälfte, jeder Topf findet seinen Deckel, du wirst schon noch den Richtigen finden: Aristophanes' Vorstellung der füreinander bestimmten Teile steckt bis heute in unseren Köpfen. Und in jeder Hollywoodromanze. Sokrates' Ideen taugen weniger zum Blockbuster: In seinen Augen streben Liebende nicht nach Vervollkommnung durch eine verlorene Hälfte, sondern vielmehr nach dem absolut Schönen und Guten.

Das erkennt man meist zuerst im Körper eines anderen – und verguckt sich prompt. So weit, so gut, sagt Sokrates: Nur muss man mit der Zeit begreifen, dass die Schönheit, in die man so vernarrt ist, nicht nur diesem einen, sondern allen Körpern innewohnt. Bis sich der Mensch in seinem Streben nach dem Schönen ganz von Körpern abwendet und stattdessen die Menschen wegen der Schönheit ihrer Seelen liebt, die höheren Wert haben als jede körperliche Attraktivität.

Bei Sokrates gleicht die Liebe einer Leiter, die Stufe für Stufe zur Erkenntnis führt. Ganz oben erkennen und verstehen die Menschen das Wesen der Schönheit an sich, worin auch immer sie sich zeigt. Und Liebende streben danach, selbst Schönes zu erschaffen: auf körperlicher Ebene durch Nachwuchs, auf höheren Ebenen etwa als Dichter oder als Staatsmann, der Gerechtigkeit schafft.

Platons „Gastmahl“ ist Philosophiegeschichte, passt aber nicht mehr ganz zu dem, was sich über Jahrhunderte entwickelte und heute platonische Liebe genannt wird: Beziehungen, in denen Sex keine Rolle spielt. Die klingen eher nach Platons Schüler Aristoteles, der sich lieber mit freundschaftlicher statt leidenschaftlicher Liebe befasste, mit *philia* statt *eros*, wie es bei den Griechen hieß. Die wahre *philia* zeichnet für Aristoteles aus, dass man anderen Gutes wünscht, unabhängig von den eigenen Interessen. Sie ist auch die Kraft, die Gemeinschaften wie Familien, Dörfer oder sogar Staaten zusammen- und widerständig hält.

Auch ein paar zeitgenössische Denker verstehen solches Wohlwollen als Kern der Liebe. Zum Beispiel Harry G. Frankfurt, auf den das „Care-Modell“ der Liebe zurückgeht. Ein Begriff, der so schwer übersetzbar wie vielsagend ist: Wer „caret“, dem liegt etwas am Herzen, der sorgt sich oder umorgt das Geliebte.

Frankfurt erklärt das an der Liebe von Eltern. Schließlich sorgen die sich von Geburt an um das Wohl ihrer Kinder, pausenlos, ganz unabhängig von ihren übrigen Wünschen und unabhängig davon, ob das Kind nun klein, groß, hübsch oder schlecht in der Schule ist. Diese bedingungslose Fürsorge, das Einswerden der Interessen der geliebten Person mit den eigenen, war für Frankfurt entscheidend: Man liebt etwas nicht, weil man ihm Wert zuschreibt. Es ist genau andersherum: Was wir lieben, wird allein durch unsere Liebe wertvoll. Eltern fragen sich nicht, ob das eigene Kind die Liebe und Fürsorge wert ist, und echte Fans pilgern auch nach zwei Abstiegen noch zu ihrem Club.

Und am Ende nützt uns diese vermeintlich selbstlose Hingabe doch, dachte Frankfurt: Denn Geliebtes gibt unseren Handlungen „Endzwecke“. Unsere Entscheidungen hinterfragen wir ständig: Macht mir die nächste Party wirklich Freude, gibt mir dieser Job oder jene Freundschaft, was ich will? Wahre Liebe dagegen gibt uns Gründe, so Frankfurt, die keiner weiteren Erklärung bedürfen. Und kann so dem Leben Sinn verleihen.

Für die christlichen Geistesgrößen im Mittelalter war natürlich Gott sinnstiftend. Deshalb gibt es neben *philia*, der Freundschaft, und *eros*, der romantischen Liebe, noch einen wichtigen Liebesbegriff: *agape* entspricht der barmherzigen Liebe Gottes zu den Menschen. Augustinus, ein christlicher Vordenker mit Platon-Faible, versuchte, das mit den Ideen der damals noch nicht ganz so alten Griechen zu vereinbaren: Auch er versteht Liebe als Suche nach Höherem und Gutem – das man letztlich in Gott findet.

Trotzdem wurde der Mann nicht nur von keuschen Bischöfen gelesen: Hannah Arendt promovierte sogar zu Augustinus' Liebesbegriff. Später prägte die politische Theoretikerin den Begriff *amor mundi* – die Liebe zur Welt.

Aus dieser Weltliebe ergibt sich für sie eine Verpflichtung, die Welt zu gestalten; auch oder gerade dann, wenn die Liebe angesichts von Krieg und Ungerechtigkeit schwerfällt.

Die US-Philosophin Martha Nussbaum geht noch etwas weiter und fordert: Mehr Herz in der Politik! Sie glaubt, unsere Gefühle seien wesentlich von kulturellen Normen und persönlichen Überzeugungen abhängig. Was wiederum heißt: Man kann Einfluss auf sie nehmen. Deshalb gehörten Liebe und Mitgefühl auch in die Politik: Ein liberaler Staat sollte die Ausbildung dieser Gefühle aktiv fördern, findet Nussbaum. Sich auf die rationalen Prinzipien der Aufklärung zu berufen sei zwar gut. Dabei die emotionale Ebene zu vernachlässigen – und Autoritären zu überlassen –, sei jedoch ein Fehler. Und klar: Wer Menschen in Not hilft, tut das vermutlich, weil ihn deren Leid berührt; nicht, weil er gerade das Grundgesetz gelesen hat.

Nussbaum übersieht da etwas, meint wiederum die Soziologin Eva Illouz. In liberalen Gesellschaften sei die Liebe nämlich längst allgegenwärtig: als romantisches Liebesideal. Befördert würde dessen Präsenz allerdings durch den Kapitalismus, der den meisten Menschen ermögliche, ganz unabhängig von wirtschaftlichen oder gar familiären Überlegungen zu entscheiden, mit wem sie schlafen oder liiert sein wollen. Gefühle und Sex seien dabei mitkapitalisiert worden, sagt Illouz: Was wir als romantisch oder attraktiv empfinden, prägt die kapitalistische Werbe-, Film- und Musikindustrie. Wir geben Geld für Dates aus, konsumieren Pornografie und riesige Pools an möglichen Partnern in den Dating-Apps. Das wiederum sei der Romantik abträglich: Dass der oder die Nächstbeste immer nur einen Swipe entfernt scheint, erschwere die Festlegung auf einen Partner. So bleibe es heute oft bei Unverbindlichkeiten und Gelegenheitssex, obwohl der Traum von lebenslanger romantischer Liebe noch immer als Ideal über allem schwebt. Wobei es ganz so schlecht, wie Illouz denkt, vielleicht gar nicht steht um das klassisch-romantische Ideal: In Deutschland wird weiter munter geheiratet – und die Scheidungsrate ist heute niedriger als vor 20 Jahren.



Wie geil
ist das denn

Sexualbegleitung kann
Menschen mit
Behinderung ermöglichen,
ihre Lust auszuleben





Von Christa Roth
Fotos: Celine Yasemin

Von Fremden angefasst zu werden ist für viele ein No-Go. Und für andere ein Traum: Hände und Lippen auf sich zu spüren, nackt einen anderen nackten Körper zu fühlen, Haut an Haut, entspannt oder erregt.

„Sexualität ist ein menschliches Grundbedürfnis“, sagt Lothar Sandfort. „Wie Essen und Trinken.“ Mit Anfang 20 hatte Sandfort einen Verkehrsunfall. Er überlebte, mit einer Querschnittslähmung und Erektionsstörungen. Sandfort musste sich sexuell neu ausrichten. Heute ist der Psychologe 73, Vater dreier Kinder und eine Koryphäe der Sexualbegleitung in Deutschland.

Das Konzept hinter der Sexualbegleitung ist einfach. Wer aufgrund einer Behinderung Pflege braucht, für den reduziert sich Körperkontakt oft auf Waschen und Anziehen. Wer derart fremdbestimmt lebt, soll mit Sexualbegleitung seine Lust ausleben können.

In den 1990er-Jahren gründet Sandfort im niedersächsischen Trebel das „Institut zur Selbst-Bestimmung Behinderter“. Das ISBB berät zu Sexualbegleitung, bietet Erotikworkshops für Menschen mit Behinderung an und bildet Sexualbegleiterinnen und Sexualbegleiter aus.

Petra Winkler von der Beratungsstelle Pro Familia erinnert sich: „Vor zehn Jahren wollten alle Sexualbegleitung ausprobieren, mehr darüber wissen. Das war ein richtiger Hype.“ Seit mehr als 25 Jahren tauscht sich die Sexualpädagogin Winkler im Arbeitskreis „Sexualität und Behinderung“ mit Sozialpädagogen, Behindertenhilfe und Sexualberaterinnen aus. Der Hype blieb ein Hype. Mittlerweile würden die sexuellen Bedürfnisse von Menschen mit Behinderung ge-

Ilkas Freundinnen
sehen Sexualassistenten
skeptisch. Sie
wird's wohl bald
mal ausprobieren

sellschaftlich wieder ignoriert und in den Familien sogar tabuisiert, sagt Winkler.

Sexuell haben es geistig beeinträchtigte Menschen noch schwerer als Menschen mit körperlicher Behinderung. Viele werden wie Kinder behandelt und rechtlich bevormundet.

Dabei brauchen Pflegebedürftige keine Zustimmung, um selbstbestimmt sexuell aktiv zu werden. Viele können ihre sexuellen Bedürfnisse und Wünsche allerdings nur durch Gesten und Bewegungen kommunizieren. Eine heikle Situation, sagt Winkler: „Sieht ein Betreuer beispielsweise eine Klientin bei der Selbstbefriedigung und geht ihr ohne eindeutige Erlaubnis zur Hand, begeht er eine Straftat.“

Menschen mit Behinderung sind gefährdet, Opfer sexualisierter Gewalt zu werden. Zuletzt wurde im Sommer ein Pfleger in Berlin zu zehn Jahren Haft verurteilt, weil er sechs Frauen und Männer einer Wohngruppe missbraucht und vergewaltigt hatte. 2020 hatte sich ein Pfleger in Stuttgart gestellt, nachdem er sich an mehreren Frauen und Kindern vergangen hatte.

Sexualbegleitung ist kein geschützter Beruf. Jeder kann sie anbieten. Seit 2017 müssen Sexualbegleiter ihre Tätigkeit aber anmelden, da sie gesetzlich unter Sexarbeit fällt. Die ist in Deutschland seit Einführung des Prostitutionsgesetzes 2002 legal, wenn sie freiwillig und von Erwachsenen ausgeübt wird.

Wenn also sexuelle Dienstleistung nicht mehr als „sittenwidrig“ gilt und sogar als normales Gewerbe anerkannt wird, wo liegt das Problem? Immer noch ordnet die Gesellschaft bestimmten Körpern bestimmte Rollen zu: Wer aussieht wie die vermeintliche Norm, hat Sex. Wer nicht, hat keinen. An Körperbildern orientieren sich Moralvorstellungen: Viele sehen in Menschen mit Behinderung asexuelle Wesen – also keinen Grund, Sexualbegleitung für sie zu organisieren.

Ilka lebt in Berlin und sitzt im Rollstuhl: Die 45-Jährige hat Spastiken. Ihr Mann hat auch eine Behinderung, ist aber mobiler. „Er macht sich nicht viel aus Sex. Also hole ich mir woanders, was ich brauche.“ Online sucht Ilka nach Dates,

die sie in Hotels trifft. Selten geht es nur um Sex.

„Man lernt ganz unterschiedliche Leute kennen.“ Von Sexualbegleitung hat Ilka bislang nur gehört.

„Am Anfang geht es eigentlich nie um Geschlechtsverkehr“, erklärt auch Sexualbegleiterin

150 Euro kostet eine Stunde bei Sexualbegleiterin Pamina. Was in der passiert, entscheidet sich spontan

Pamina. Zuerst wird gekuschelt und gestreichelt. „Wer noch nie Sex hatte, geht nicht gleich aufs Ganze.“ Pamina wohnt im brandenburgischen Eberswalde. Sie ist eine der letzten von Sandfort ausgebildeten Sexualbegleiterinnen und mit 22 Jahren auffällig jung. Populäre Figuren der Sexualbegleitung wie die niederländische Sexualassistentin Nina de Vries stehen kurz vor dem Rentenalter.

Pamina kam über eine Reportage im Fernsehen auf die Sexualbegleitung, vorher hatte sie sich zur Modeberaterin ausbilden lassen. „Aber das war nichts für mich. Selbstliebe



Sexualbegleitung ist kein geschützter Beruf. Pamina kommt trotzdem gut hin

warum manche als geistig behindert abgestempelt werden, während andere Leute sich wirklich wie Idioten verhalten.“ Laut UN-Behindertenrechtskonvention ist die dauerhafte Verbesserung der Lebenssituation von Menschen mit Be-

hinderungen eine essenzielle Aufgabe für jede Gesellschaft. Damit das keine Theorie bleibt, sollten manche Menschen Sex auf Rezept bekommen, findet Pamina.

Chris Lily Kiermeier hält davon nichts. Sie findet Sexualbegleitung sogar desintegrativ. „Die Leute tun, als wäre das für Menschen mit Behinderung die einzige Möglichkeit, Lust zu leben und Intimität oder Sex zu haben.“ Kiermeier, 33, Münchenerin und Transfrau, lebt mit einer spinalen Muskelatrophie. In ihrem Blog „Sexabled“ klärt sie über Sexualität, Queerness und Behinderung auf und teilt Erfahrungen. Sex hatte Kiermeier auch ohne Sexualbegleitung. „Ich hab Sexualbegleitung genutzt, um was Neues zu lernen, zum Beispiel Bondage“, erzählt sie.

Anders als Pamina spricht sich Kiermeier explizit gegen Sex auf Rezept aus. „Ich finde nicht, dass man Sexualität in irgendeiner Form mit Krankheit gleichsetzen sollte.“ Das vermittele ein falsches Bild vom Leben mit Behinderung und verhindere Teilhabe. „Und wie soll ich nachweisen, dass ich sonst keinen Zugang zu Sexualität habe?“

Sexualbegleitung beschränkt sich nicht auf Menschen mit Behinderung. Es gibt Sexualassistentinnen, die aktiv werden, und andere, die nur beraten, wenn es Fragen zur Selbstbefriedigung oder Partnersuche gibt. Von sexueller Assistenz profitieren auch extrem Schüchterne. Menschen, die nach Missbrauchsfällen einen neuen Zugang zu ihrem Körper suchen. Oder Paare mit zu viel Druck im Alltag und zu wenig Lust, für die Sexualbegleitung eine Alternative zur Paartherapie ist.

Pro Familia empfiehlt deshalb, dass die Sozialhilfe oder die Krankenkassen die Sexualbegleitung in solchen Fällen finanzieren. In den Niederlanden übernehmen manche Kommunen bereits einen Teil der Kosten. Aber hierzulande tue sich in Sachen Kostenübernahme bislang nichts, beklagt Winkler. Um nach einer Misshandlung Traumata und selbstverletzendem Verhalten vorzubeugen, verschreiben Ärzte manchmal Sexualbegleitung. Selbst dann bleibe es der Krankenkasse überlassen, ob sie die Kosten trägt. Für Behinderte ohne explizite Krankheitsgeschichte ist die Hürde, an ein solches Attest zu kommen, ungleich höher, also noch mal unwahrscheinlicher, dass die Kasse zahlt. Dabei steht in Artikel 3 des Grundgesetzes: „Niemand darf wegen seiner Behinderung benachteiligt werden.“ Das heißt, Menschen mit Behinderung dürfen ihre Persönlichkeit entfalten und sexuelle Beziehungen eingehen, auch wenn Eltern oder Betreuende, zum Beispiel Ärzte, dagegen sind.

Nach mehr als 25 Jahren bietet Lothar Sandfort seit Sommer 2022 keine Erotikworkshops und Ausbildungen mehr an. Auch die Beratungsangebote hat er mittlerweile eingestellt. Pamina will Sandforts Arbeit langfristig fortführen. Wie genau, ist offen. Warum, ist klar: Sexualbegleitung soll nicht nur als Therapie für psychisch oder physisch Behinderte verstanden werden. Es geht ihr um Augenhöhe. „Sex zeigt immer auch, wie die Machtverhältnisse in der Gesellschaft gelagert sind.“

Sex hat nichts mit Krankheit zu tun. Deshalb soll Sexualbegleitung normal sein, nicht nur Teil einer Therapie

und sexuelle Weiterentwicklung interessieren mich viel mehr.“ Hemmungen im Umgang mit Sexualität

hatte sie noch nie. Sie komme aus einer Hippiefamilie, sagt sie und lacht. Auch deshalb hätten aufdringliche Männer mit Pornovorstellungen keine Chance bei ihr.

Wie viele Professionelle Sexualbegleitung praktizieren, ist nicht klar. Das ISBB hat nach eigenen Angaben in 20 Jahren weniger als 100 Zertifikate ausgestellt. Für heterosexuelle Frauen wie Ilka fehlt es an geeigneten Angeboten: Die durchschnittliche Sexualbegleitung ist über 40 und weiblich.

Frauen fragen die Sexualbegleitung aber nicht nur mangels Angebot seltener nach. Manche von Ilkas Freundinnen haben Angst vor unsensiblen Begegnungen. Anderen fehlt das Geld. Pamina nimmt 150 Euro pro Stunde.

Trotzdem ziehen viele den sichereren Raum der Sexualbegleitung einem Bordellbesuch vor. Pamina nennt die Leute, die zu ihr kommen, „Ratsuchende“. Sie erklärt ihnen, was sie macht. Bei ihr soll der Körper zur Spielwiese werden, auf der man sich ausprobieren, um herauszufinden, was man braucht und vom Gegenüber möchte. Bei Prostituierten kauft man bestimmte Handlungen, zum Beispiel einen Blowjob. Was in anderthalb Stunden Sexualbegleitung passiert, entscheidet sich spontan.

Deshalb sieht Pamina Sexualbegleiterinnen weder als „Huren“ noch als „Heilige“, die aus Nächstenliebe mit Menschen mit Behinderung schlafen. „Manchmal frage ich mich,

How care you?



Von Paul Hofmann

Zu Hause putzen,
kochen und pflegen
viele aus Liebe,
ohne entsprechende
Bezahlung. Dabei
ist die sogenannte
Care-Arbeit
Milliarden wert

Preisfrage:

Wann geht der Arbeitstag los?

- Wenn dein Wecker klingelt.
- Wenn du in der Schule oder auf der Arbeit ankommst.

Antwort:

Beides richtig. Für manche beginnt er am Arbeitsplatz, für viele andere zu Hause: Brote schmieren, Kinder oder jüngere Geschwister anziehen, das Geschirr von gestern wegräumen. Dieses Kümmern geht für viele den ganzen Tag weiter. Wer denkt, es sei selbstverständlich, weil es aus Liebe passiert, vergisst, wie viel Mühe und Zeit das Kümmern verlangt. Kurz: dass es Arbeit ist – die nur nicht bezahlt wird.

Care-Arbeit, die auch Sorgearbeit oder reproduktive Arbeit genannt wird, machen vor allem Frauen, auch in Deutschland. Würde man ihre Care-Arbeit bezahlen, kämen laut Statistischem Bundesamt jährlich mindestens 500 Milliarden Euro zusammen. Bis zu 830 Milliarden sogar, sagen Ökonominen, wenn man nicht mit dem Mindestlohn rechnet, sondern je nach Tätigkeit dem Gehalt einer Erzieherin oder Pflegerin. Das wäre fast so viel wie Bund, Länder und Gemeinden zusammen im Jahr ausgeben. Und der „Mental Load“, also die mentale Belastung durch die Organisation des Haushalts und Alltags (Arzttermine machen, Geburtstagsgeschenke besorgen, zum Fußballtraining anmelden), ist dabei noch gar nicht eingerechnet.

Der Begriff Care-Arbeit ist relativ neu. Dabei forderten Feministinnen

wie Silvia Federici, Selma James oder Mariarosa Dalla Costa schon in den 1970er-Jahren einen „Lohn für Hausarbeit“. Ihr Punkt: Nur weil sich Frauen um Haushalt und Kinder kümmern, haben Männer Zeit für die Erwerbsarbeit. Die Frauen wollten ihren Anteil an dem, was der Kapitalismus durch sie erst erwirtschaften kann.

Die Idee eines Care-Lohns war damals umstritten – und sie ist es bis heute, auch unter Feministinnen. Haus- und Erziehungsarbeit gehöre gesellschaftlich und partnerschaftlich gerecht aufgeteilt, sagen manche. Frauen würden nicht weniger unterdrückt, nur weil sie

für ihre „Zuständigkeit“ für die Hausarbeit bezahlt werden. Ökonomen fürchten, ein Care-Lohn könne inflationär wirken: Mit ihm würden sich die Haushaltseinkommen plötzlich erhöhen, aber nicht die Menge der produzierten Waren. Es wäre also auf einen Schlag viel mehr Geld im Umlauf als Waren – womit das Geld an Wert verlieren könnte.

Unklar ist auch, wie der Lohn finanziert werden soll. Der Staat könnte ihn zahlen. Wenn er anderswo Ausgaben kürzt oder Unternehmen höher besteuert. Oder eine „feministische Lohnsteuer“ einführt, mit der (immer noch mehrheitlich männliche) Großverdiener Geld abgeben, das (viele weibliche) Geringverdienende bekommen. Alles möglich, aber politisch umstritten. Zumal verlässliche Modelle fehlen, die Care-Arbeit volkswirtschaftlich sichtbar machen. In wichtige Kennzahlen wie das Bruttoinlandsprodukt ist die Wertschöpfung durch Care-Arbeit nicht eingerechnet.

Bei Care-Arbeit geht es aber nicht nur um die Kluft zwischen Frau und Mann, sondern auch zwischen Arm und Reich: Wer es sich leisten kann, gibt sie an Babysitter, Putzkräfte oder Pizzaboten ab. Sorgearbeit wird „defamiliarisiert“, also zu einer Dienstleistung, die oft schlecht bezahlt, in

„Schwarzarbeit“ und von Arbeitsmigrantinnen erledigt wird. Die Soziologin Arlie Hochschild sieht sogar eine „Global Care Chain“: Frauen aus ärmeren Ländern ziehen in Industriestaaten, um im Care-Sektor zu arbeiten,

und hinterlassen dabei Lücken in ihren eigenen Familien, die oft von ihren Müttern oder ältesten Töchtern geschlossen werden. Ein Globalisierungseffekt, der die Sorgearbeit, die in jeder Gesellschaft anfällt, nicht fairer verteilt, sondern länderübergreifend unter Frauen weitergibt – von wohlhabenden an ärmere. Und ein Effekt, der auch den Wert des Kümmerns selbst auszuhöhlen droht: In Gemeinschaften sind Individuen auf andere angewiesen. Ihre Freiheit hängt davon ab, dass andere sich kümmern. Egal, ob sie dafür Geld bekommen oder Liebe oder – am besten – beides.

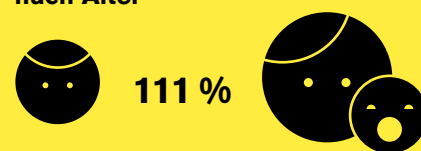
Karriere können viele Frauen nur machen, wenn sie Haushalt und Fürsorge auslagern

Täglicher Gender-Care-Gap



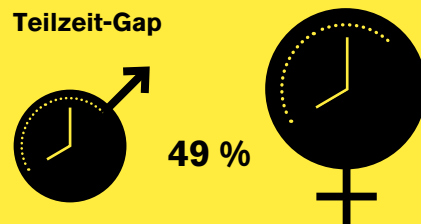
Im Schnitt machen Frauen jeden Tag 87 Minuten mehr unbezahlte Care-Arbeit als Männer, insgesamt 4 Stunden und 13 Minuten. (Quelle: Familienministerium)

Gender-Care-Gap nach Alter



Die Care-Lücke wird größer, wenn ein Paar Kinder kriegt: Mitte 30 steigt der tägliche Sorgeaufwand an, gerade bei Frauen. Mit 34 Care-Arbeiten sie durchschnittlich 111% mehr als Männer. (Quelle: Familienministerium)

Teilzeit-Gap



2022 arbeiteten 30% der Angestellten in Teilzeit: knapp jede zweite Frau, aber nur 13% der Männer. (Quelle: Statistisches Bundesamt)

Lohn- vs. Care-Arbeit



24,5 Stunden/Woche arbeiten die Deutschen im Schnitt unbezahlt, 20,5 Stunden bezahlt. (Quelle: Statistisches Bundesamt, das seine „Zeitverwendungs-erhebung“ nur alle zehn Jahre durchführt. Deshalb sind die Zahlen von 2013.)

Lieb dich

Der ständige Aufruf zur Selbstliebe kam unserer Autorin immer wie ein Verkaufstrick auf Insta vor. Erst nach ihrer Krebsdiagnose hat sie verstanden, wie wichtig es ist, sich selbst zu mögen

Von Anna Melamed

Selbstliebe ist einfach, denkt man. Besonders wenn andere einen gut aussehend finden, man vielleicht gerade frisches Geld für das eigene Startup bekommen hat, ins sonnige Kalifornien zieht, bald heiratet und von seinen Eltern geliebt wird. All das traf auf mich zu, und dennoch war ich weit davon entfernt, mich selbst zu mögen.

Das hatte auch damit zu tun, dass ich Menschen, die sich selbst toll finden, eher skeptisch sah. Auf die Predigten der Life-Coaches und Instagrammerinnen, die die Liebe zu sich, ihrem Körper und ihren Fehlern als einfache Lösung versprachen, reagierte ich allergisch.

Selbstliebe war für mich nicht mehr als eine Verkaufsstrategie für Lippenstifte, Yogamatten und Nahrungsergänzungsmittel. Eine Freikarte für das Zelebrieren von Eigenschaften, an denen es eigentlich zu arbeiten gilt. Wer am lautesten „Selbstliebe“ schreit, dachte ich, muss wohl der unsicherste Mensch im Raum sein.

Im Umkehrschluss trug ich meine Unzufriedenheit mit mir selbst geradezu stolz vor mir her, als Orden wider die Mittelmäßigkeit. Ohne dabei zu merken, dass meine Selbstkritik bereits in eine Art Selbstablehnung umgeschlagen war. Selbst in schönen Erlebnissen sah ich Momente meines Versagens. Kein Schaumbad, keine Therapiestunde, kein gutes Meeting, kein noch so liebes Wort konnte diese Gedanken vertreiben. Meine Krebsdiagnose dagegen schon.

Die Warnungen meines Körpers hatte ich in den Wochen davor ignoriert. Der Umzug auf einen anderen Kontinent, die Hochzeit, die Firma, all das war schön, aber auch: Stress. Die Atemnot beim Schwimmen und das Herzrasen beim Wandern schob



ich zunächst auf die Veränderungen in meinem Leben, bis ich mich dann doch durchchecken ließ. An jenem Morgen fuhr ich widerwillig zum Arzt: Es war mir unangenehm, den wirklich Kranken Zeit und den Arzt wegzunehmen. Neun Stunden und zig Untersuchungen später war ich Krebspatientin.

Völlig klar, warum ich beim Sport Probleme gehabt hatte, sagte der Arzt, über meine Patientinnenmappe gebeugt: Er zeigte mir auf dem Röntgenbild einen Tumor, tennisballgroß, der auf meine Lunge und mein Herz drückte und den angemessen gruseligen Namen Non-Hodgkin-B-Zell-Lymphom trug.

Alle drei Wochen nahm ich nun ein Uber für die 30 Kilometer in die Klinik. Und blieb dort eine Woche, damit sie die orangefarbene Flüssigkeit in mich reinpumpen konnten, die den Krebs auffrisst. Ich hatte Schmerzen. Ich habe getrauert. Und gezweifelt. Warum trifft es ausge-rechnet mich?

Gut zwei Wochen nach der ersten Chemo wachte ich nur noch mit der Hälfte meiner Locken auf. Jetzt rasierte ich den Rest meines Kopfes. Ich sah aus wie ein blasses, aufgedunsenes Alien. Nicht mal der Face-Scan meines Smartphones erkannte mich noch.

Ich versuchte, mein neues Ich mit der vielen Kopfhaut selbstfreudig anzugehen: als Chance, Schönheit neu zu definieren, mit Perücken und experimentellen Mustern in den Augenbrauen. Und blieb dann doch bei meinem natürlichen Aussehen. Gerade in den Investorenmeetings unter lauter älteren Männern kam mein Glatzkopf, quasi als Solidaritätsbekundung, gut an.

Schließlich fing ich im Krankenhaus zum ersten Mal seit Jahren wieder an zu malen und machte

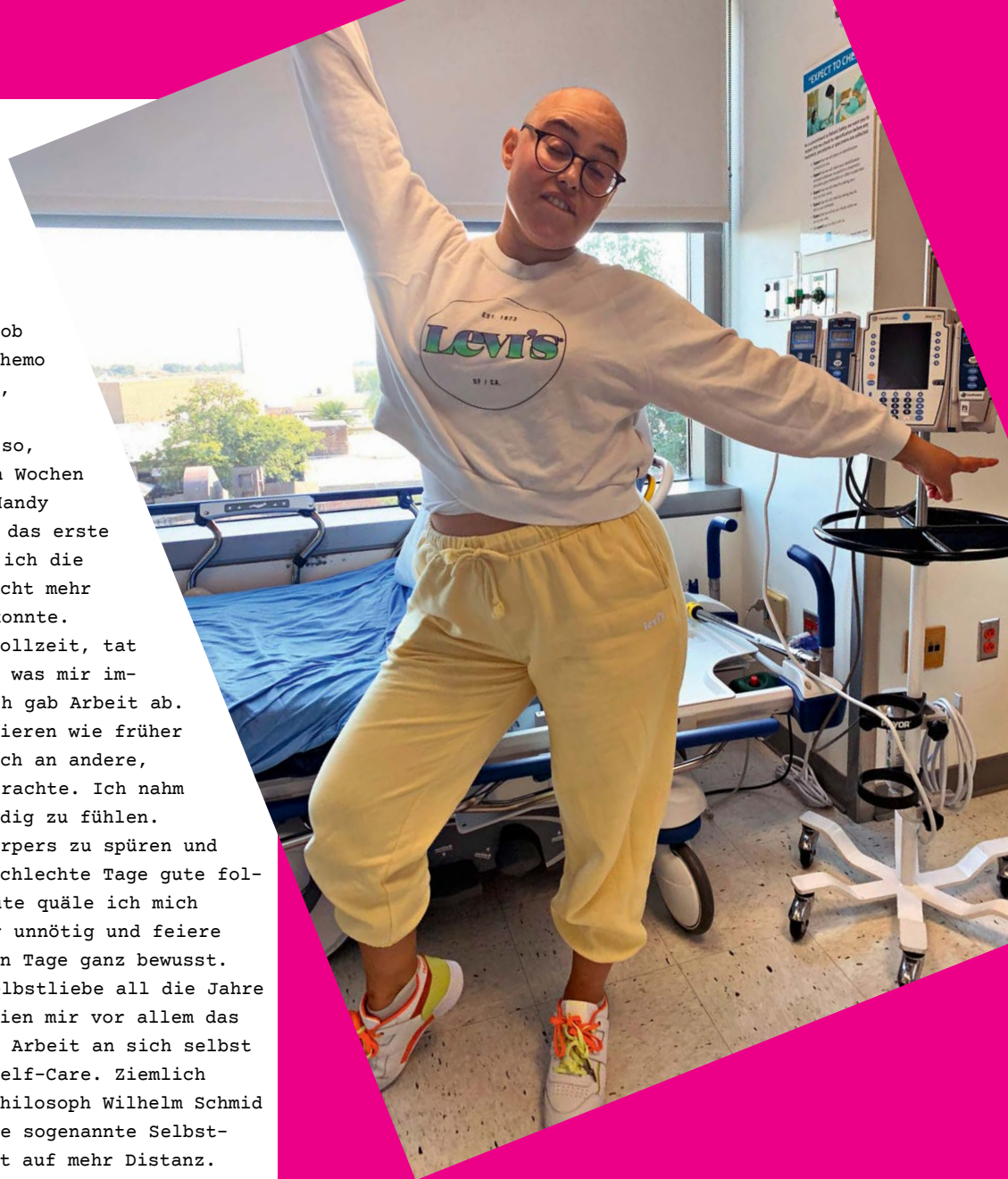
sexy Selfies in diesen Krankenhausnachthemden, die hinten so reizvoll offen sind. Ich wollte weder Mitleid von anderen noch von mir selbst. Ich war entschlossen, die Behandlung wie einen neuen Job anzugehen, gewissenhaft, Chemo für Chemo, eine Woche rein, drei raus.

Sechs Monate ging das so, während der letzten beiden Wochen konnte ich kaum mehr das Handy in der Hand halten. Es war das erste Mal in meinem Leben, dass ich die körperliche Erschöpfung nicht mehr mit Disziplin überwinden konnte.

Ich arbeitete weiter Vollzeit, tat aber zum ersten Mal etwas, was mir immer schwergefallen war: Ich gab Arbeit ab. Statt mich fürs Prokrastinieren wie früher zu bestrafen, delegierte ich an andere, was ich nicht mehr fertigbrachte. Ich nahm Auszeiten, ohne mich schuldig zu fühlen. Die Grenzen des eigenen Körpers zu spüren und die Erkenntnis, dass auf schlechte Tage gute folgen, hat mich befreit. Heute quäle ich mich an miesen Tagen nicht mehr unnötig und feiere die Energieschübe der guten Tage ganz bewusst.

Vielleicht habe ich Selbstliebe all die Jahre falsch verstanden. Sie schien mir vor allem das Ergebnis einer fanatischen Arbeit an sich selbst zu sein. Self-Love durch Self-Care. Ziemlich verkrampft. Der deutsche Philosoph Wilhelm Schmid schlägt als Alternative die sogenannte Selbstfreundschaft vor. Sie setzt auf mehr Distanz. Auf einen nachsichtigen und manchmal selbstironischen Umgang mit sich selbst. Eigentlich will Schmid nicht mehr als einen Perspektivwechsel: Sieh dich, wie dich gute Freundinnen und Freunde sehen. Die finden dich auch nicht ugly, nur weil du an den Hüften draufgepackt oder plötzlich eine Glatze hast.

Ich bin sicher: Selbstliebe braucht - wie die Liebe auch - ein Gegenüber. Auf der Krebsstation habe ich alle 27 Stationsschwwestern kennengelernt und mit ihnen 27 verschiedene Lebensentwürfe. Ich fragte, sie erzählten. Sie schoben mir Nadeln in die Haut, ich gab ihnen Anlagetipps. Wer sich annehmen will, muss lernen, sich Zeit für andere zu nehmen. Heute vergeht keine Woche ohne einen Freitag, an dem ich nicht Fremde beim Schabbat-Dinner zusammenbringe. Oder einen Sonntag, an dem ich nicht mit einer Fahrraddisco in der Stadt unterwegs bin. Lass es ein Klischee sein, aber: Je aufmerksamer ich für die Perspektiven und Bedürfnisse anderer wurde, desto besser erkannte ich meine eigenen.



Die ersten neuen Haare begrüßte ich zwei Monate nach Ende der Chemotherapie mit einem Triumphzug durchs Badezimmer. Um das Ende meines Krebskapitels zu zelebrieren, rasierte ich mich so lange nicht, bis sich meine Achselhaare wieder kringelten.

Heute fühlt sich jede neue Woche wie ein Glow-up an. Ich bin dankbar für mein Leben und für meinen Körper. Schade, dass er erst ein paar Vitalfunktionen einstellen musste, damit ich das verstehe.

Selbstliebe kann vieles sein und für jeden etwas anderes. Jetzt, wo mein Krebs zumindest fürs Erste weg ist, bedeutet sie für mich eine Befreiung aus den Rollen, in denen ich festzustecken glaubte. So wie ich als Krebskranke innerlich gewachsen bin, will ich jetzt in anderen Rollen wachsen: als Partnerin, Freundin, Tochter, Entertainerin und ab und an auch mal als Trägerin experimenteller Augenbrauen.

Fotos: Bénédicte Desrus

Casa

X

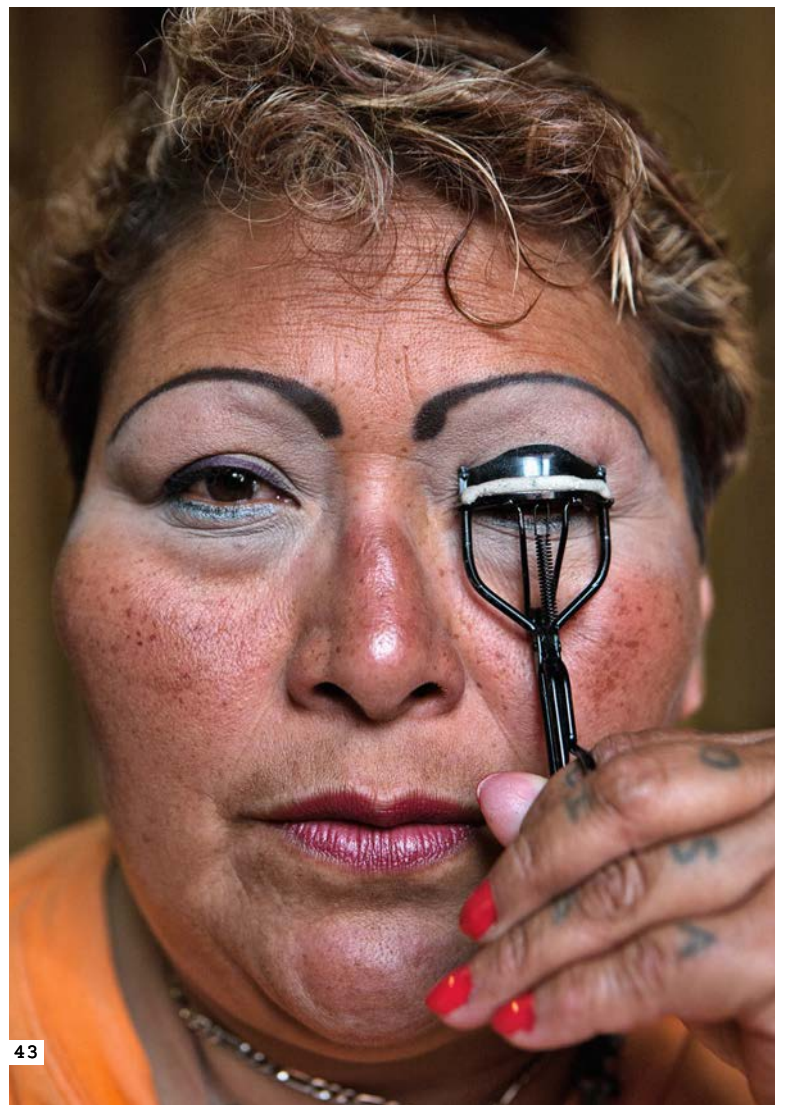


In diesem Altenheim erfahren viele Sexarbeiterinnen zum ersten Mal, wie sich Zuneigung anfühlt





Oben: Norma Angélica Sánchez Garduza, genannt María Félix, eine Anspielung auf die berühmte mexikanische Schauspielerin: Norma macht sich gerne schick. Genau wie Paola (rechts)





In Mexiko-Stadt verkaufen Tausende Prostituierte, darunter viele Minderjährige, ihren Körper für umgerechnet ein paar Euro. Im Alter, wenn die Haut schlaffer und die Kundschaft weniger wird, manchmal auch für eine Mahlzeit oder Übernachtung.

Fürs Alter kann auf der Straße kaum eine vorsorgen. Die meisten bekommen weder Sozialhilfe noch Rente. Ihnen bleibt nichts, als ihren Beruf weiter auszuüben. Einigen wenigen bleibt immerhin die Casa Xochiquetzal.


Das Haus trägt den Namen der Liebesgöttin der Azteken. Denn alle Frauen, die hier leben, haben im selben Beruf gearbeitet. Das große gelbe Kolonialhaus in der Altstadt von Mexiko-Stadt soll das weltweit einzige Altenheim für Prostituierte sein.

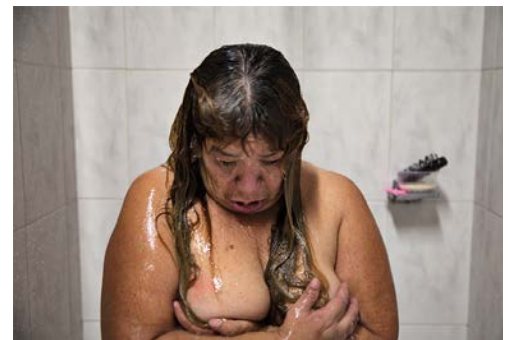
Die Frauen sind gleich dreifach gebrandmarkt, sagt Jessica Vargas González, die Direktorin des Heims: weil sie Prostituierte waren, weil sie Frauen sind und weil sie alt werden. „Es kommt

immer wieder vor, dass Familienmitglieder, sogar ihre Kinder, die Frauen verstoßen und schlagen. Es ist immer noch ein sehr stigmatisierter Beruf.“

Gerade kämpft González um das Überleben der Casa, wie so oft. Das Gebäude kriegen sie mietfrei, aber seit der Pandemie zahlt die Regierung nichts mehr. Platz gäbe es für viel mehr Frauen, aber die privaten Spenden reichen gerade so für ein Dutzend.

Sie bekommen hier ein Zimmer, drei Mahlzeiten am Tag, ärztliche Versorgung und eine Gemeinschaft, die viele draußen nicht hatten. Die Frauen können lesen, schreiben, sticken oder backen lernen und ihren Hauptschulabschluss nachholen.

Im Gegenzug gibt es ein paar simple Regeln: Der Fernseher läuft nicht vor 18 Uhr. Beim Aussuchen des Programms wechseln sie sich ab, genau wie beim Küchendienst und Badputzen. Arbeiten ist erlaubt, auch auf dem Straßenstrich. 



Der Struggle ist real



Die Halloweenparty ist mies, die Stimmung bei Vanessa und Lina auch. Ob es etwas damit zu tun hat, dass Anton und Matteo auf einer anderen Party um die Ecke sind? Schlechtes Thema.

Als Lina und Anton vor ein paar Tagen nach einem Treffen mit allen nach Hause gefahren sind, meinte er, dass er mal mit ihr reden müsse. „Da hab ich nur gedacht: Entweder er will rummachen. Oder das war's.“ Es war Letzteres. Es tue ihm leid, sagt Anton, aber er wolle sich gerade ungern auf etwas einlassen.

Gegen 22 Uhr treffen die beiden Partys auf der Straße aufeinander und damit auch Lina und Anton. Beide haben Sekunden, um zu entscheiden, ob sie sich jetzt ignorieren, verstecken oder ganz normal sein sollen. Anton schaut verunsichert zu Lina und setzt schließlich zur Umarmung an. Lina streckt ihm die Hand entgegen. Ein kurzes „Hi“, das war's. „Wir sind immer noch gut miteinander“, sagt Lina. „Aber er hat mich gedummt.“ Sie erzähle ihm jetzt erst mal nichts mehr von sich.

Auch Vanessa und Matteo scheinen sich heute fürs Ignorieren entschieden zu haben. Vergangenes Wochenende hat er ihr nach der Party noch geschrieben: „Mit wem bist du gerade? Wollen wir uns morgen Nachmittag treffen?“ Jetzt wartet Vanessa vergeblich darauf, dass er bei Snapchat antwortet. „Aber er sieht sich noch meine Insta-Stories an.“

Kommunizieren heißt oft taktieren. Vor ein paar Tagen hatten Vanessa und Matteo eine ähnliche Situation. Sie hat ihm morgens ein Foto ge-

schickt, um 17 Uhr wartet sie immer noch auf die Antwort. Dabei sei es auf Snapchat schon richtig lang, eine halbe Stunde nicht zu antworten. Als Matteo gegen 18 Uhr eine Nachricht schickt, ringt sie den restlichen Abend mit sich, ob sie die Nachricht öffnet. Das würde er ja sehen. Immer wieder nimmt sie ihr Handy in die Hand, legt es wieder weg, zieht sich nervös die Hoodieärmel über ihre Handgelenke. „Ich struggle gerade richtig hart.“ Aber wenn sie warten muss, muss er es auch. Ein Klassiker.

Manchmal machen die beiden Fake-Rundsnaps, um mehr Aufmerksamkeit von Matteo und Anton zu bekommen: Snaps, die wirken, als gingen sie an mehrere Personen, aber tatsächlich bekommt sie nur der Crush. Auch die Entscheidung, wer wem bei Snapchat gerade seinen Standort anzeigen lässt, wird gerne mal als Signal gewertet.

Das Taktieren lässt sich auch hier draußen auf der Straße beobachten. Es regnet. Und während sich Lina wieder nach drinnen verzogen hat, zieht Vanessa ihre Kreise, immer um Matteo herum, aber nicht zu ihm.

Lina verdreht die Augen: „Die beiden gehen einem schon manchmal auf die Nerven. Mich würde dieses Hin und Her zerstören. Auch wenn mein Crush mit einer anderen was hätte.“ Vanessa nimmt das erste Verliebtsein, Rummachen, den ersten Liebeskummer – dieses Wirrwarr, in dem sie gerade stecken, mittlerweile gelassener: „So ist immer dieser Reiz da, dieses Besondere. Das macht das Leben spannend.“

Ann-Kristin Schöne 

Du und ich



Unsere Gesellschaft
betreibt Liebe meist paarweise.
Jim, Hanna und Daniel
erarbeiten sich
seit 16 Jahren ihre ganz
eigene Konstellation

Von Teresa Kraft
Illustration: Renke Brandt

und er

Hanna und Jim begegnen sich in einer Nacht, wie sie Verliebten vorbehalten ist und deren Zauber alles Banale mit Bedeutung auflädt, selbst eine Unterhaltung über den Niedergang der Telefonzellen. (Es ist 2005.)

In jener Nacht ist Jim 34 und seit mehr als zehn Jahren mit seiner Frau zusammen, sie ist zum zweiten Mal von ihm schwanger. So weit, so stereotyp: hier die lange Beziehung, dort die aufregende neue Bekanntschaft – Sehnsucht, Lügen, Drama, Trennung.

Zwei Jahre später, das größte Chaos um Jim und Hanna hat sich gelegt, knutscht sie auf einer Party mit Daniel. Die beiden machen seit Jahren zusammen Musik. Hanna ist 30, Daniel Mitte 20 und mit seiner Freundin zusammen, seit er 15 ist.

Sehnsucht, Lügen, Drama? Ja. Trennung? Nur bei Daniel und seiner Freundin. Er, Jim und Hanna, die in Wahrheit anders heißen, versuchen es seitdem zu dritt.

H: „Das Konzept der Exklusivität ist anfällig. Klar kann man sich Treue schwören, und bei einigen klappt es. Aber das Potenzial ist groß, dass Menschen auf Menschen stoßen und man sich berührt.“

Polyamorie nennt man damals noch freie Liebe. In den Medien ist sie kaum Thema, auch bei Jim und Daniel nicht. Wohl aber unter Hannas Freundinnen und Freunden. Sie diskutieren die Abkehr von romantischen Konventionen und neue Gesellschaftsformen.

H: „Wer liebt, hat keine Angst, und wer Angst hat, kann nicht richtig lieben. Uns hat bewegt, wie Liebe und Freundschaft zu Kooperation führen, zu einem Miteinander – nicht zu Besitzergreifen.“

So viel zur Theorie. In der Praxis treffen sich Hanna und Daniel erst mal heimlich.

H: „Ich hatte monatelang das Gefühl: Nein, ich bin nicht verliebt, ich kann das trennen und bin ja mit Jim zusammen.“

D: „Ich war gleich committet, ich habe sie echt vergöttert. Sie war so schön und weise und hatte andere Perspektiven auf das Leben.“

H: „Irgendwann habe ich zu Jim gesagt: Ich weiß nicht, wohin das führt, ich merke nur: Ich will das. Ich hab mich in ihn verknallt, dich will ich aber auch nicht verlassen.“

J: „Anfangs hatte ich noch die Hoffnung, sie entscheidet sich: entweder er oder ich.“

D: „Jim und ich haben uns im Park getroffen. Wie Cowboys zum Duell, aber eben mit zwei Mega-Softies. Ich glaube, wir wollten den jeweils anderen zum Aufgeben überreden. Das Ergebnis war, dass wir uns hinterher eher mehr mochten.“

J: „Ich dachte, wenn ich Hanna verlasse, habe ich alles vergrätzt. Die Angst vor dem Versagen war größer als die Verletzung. Deshalb bin ich geblieben.“

Wenn der Mensch, den man liebt, einen zweiten liebt, kann man einen Weg finden, die eigenen Ängste zu reflektieren, die einem einflüstern, man werde weniger geliebt, wenn noch jemand geliebt wird. Ängste, die einen glauben machen, Liebe sei ein endliches Gut und man könne beim Verteilen zu kurz kommen.

D: „Gefühle sind auch das Ergebnis von Gedanken – besonders in moralischen Fragen. Ich schlafe mit einer Frau, jemand anderes auch: Das ist eine Abweichung von dem, was sich gehört, und deswegen tut es mir weh. Aber welche Vorstellung von Miteinander steckt dahinter, und stimme ich der überhaupt zu? Was soll diese Exklusivität? Die macht wirklich nirgends Sinn – außer man will gleichzeitig etwas unternehmen, das geht eben nicht.“

Was unter den dreien verteilt werden muss, das ist die Zeit.

H: „Es ist ein Organisieren und Abwägen – Weihnachten bei der Familie, und dann verbringt man die folgenden Tage mit dem einen und Silvester mit dem anderen. Zu Geburtstagsfeiern habe ich relativ bald beide eingeladen. Läuft nicht immer geschmeidig. Das wäre aber auch zu viel verlangt.“

J: „Wir haben eine Regel, die ich sehr schätze: Wenn wir zu dritt sind, ist jeder für sich, dann machen nicht zwei was zusammen, und der Dritte ist außen vor.“

D: „Wenn es sich organisieren lässt, schläft jeder für sich. Ich bin da vielleicht einen Moment früher ausgestiegen: Passt schon, schlaft ihr mal zusammen, ich schlaf da drüben. Denn was macht das für einen Unterschied?“

Das sind die Herausforderungen des Alltags – aber was ist in harten Zeiten? Erst bricht Daniels bester Freund und Bandkollege bei einem Konzert zusammen und stirbt Monate später. Dann, vor einigen Jahren, hat Daniel eine Hirnblutung.

H: „Daniel und ich hatten sehr intensive Zeiten zusammen, da fühlte sich Jim schon außen vor. Er war gefordert, sein Ego klein zu klopfen – was ihm echt gelungen ist.“

J: „Es ist immer noch Arbeit.“

Auch wenn sie von Jahr zu Jahr leichter von der Hand geht.

J: „Ich habe natürlich viel Zeit mit meinen Kindern verbracht und im Job, ich hatte viele Verpflichtungen. Ich wusste, dann sieht sie Daniel. Früher war jede Nacht eine Katastrophe für mich.“

D: „Ich habe anfangs viele Songs geschrieben und für sie aufgenommen. Da konnte ich was feedbacken von meinen Erfahrungen. Ich habe im Haus gegenüber gewohnt und konnte sehen, ob jemand bei Hanna im Schlafzimmer war. Das war sinnlose Konfrontationstherapie.“

H: „Das Potenzial, dass die Dämonen hochkommen, ist maximal. Ich glaube, nirgends ist man vulnerabler als in der Liebe.“

J: „Ich habe mich damit über Wasser gehalten: Ich bin die Nummer eins, das Alphamännchen – und Daniel hintendran, als zweite Beziehung. Das war natürlich eine Illusion. Die Gleichwertigkeit zwischen Daniel und mir zu akzeptieren hat am längsten gedauert.“

Der Umgang und das Miteinander entwickeln sich stetig.

J: „Ich war jahrelang ganz strikt: Wenn sie bei Daniel ist, will ich keinen Kontakt.“

Dieses Jahr – dem sechzehnten zu dritt – ist diese Regel gebröckelt. Denn dass es einen Weiteren an Hannas Seite gibt, hat sich für Jim mit jedem Jahr weniger bedrohlich angefühlt. Inzwischen hat Jim auch Liebesbeziehungen mit anderen Frauen. Daniel nicht.

D: „Einfach zu viel zu tun. Man kümmert sich doch umeinander im Alltag, und dann hätte ich das alles zweimal. So muss das auch für Hanna sein: viel Verwaltung.“

J: „Daniel ist von Anfang an unverkrampfter umgegangen mit der Situation. Vielleicht bin ich auch dramatischer vom Charakter.“

Sieben Jahre hat es gedauert, bis Jim Hanna ins Leben seiner Kinder ließ.

J: „Es war nicht leicht für sie, jahrelang getrennt zu sein von diesem Teil meines Lebens. Ich glaube, dass ihr die Beziehung zu Daniel geholfen hat, sich das nicht zu sehr zu Herzen zu nehmen.“

Jim wollte keine weiteren Kinder. Und auch Hanna und Daniel haben sich letztlich dagegen entschieden. Sonst, sagt Jim, hätte er sich getrennt.

Auch eine solche Konstellation hat Grenzen – des Ertragbaren, des Machbaren. Zusammenziehen zum Beispiel ist keine Option. Allerdings ist Hanna mittlerweile häufiger bei einem der beiden als in ihrer Hamburger Wohnung. Jim hat vor Jahren ein Haus in Mecklenburg gekauft, Daniel lebt in einem Haus in Niedersachsen, das er und Hanna mit einem gemeinsamen Freund gekauft haben.

J: „Sie haben zusammen ein Haus, sie teilen sich ein Auto. Damit kann ich bis heute nicht gut umgehen. Das ist so manifest, das sticht immer noch. Aber auch das wird vorbeigehen.“

H: „Das war eine Zäsur. Ich stecke da Geld rein und Arbeit. Andererseits hat auch Jim sein Haus gekauft, das sollen mal seine Kinder erben, und es könnte ein Alterssitz für deren Mutter sein, wenn sie das möchte.“

Darum gehe es, sagt Jim: ein soziales Netz, mit dem man auch abseits der romantischen Liebe glücklich ist.

D: „Was mir an uns guttut, ist, dass ich zwischen durch meine Ruhe habe, ganz automatisch. Wäre Jim nicht, müsste ich mich vielleicht selbst dran erinnern, mich mehr zu distanzieren.“

J: „Wenn du mehrere Menschen hast, kannst du viel mehr sein.“

Im Umfeld der drei wissen die meisten von ihrer Konstellation. Jims Mutter weiß zumindest von seinen Affären, aber nicht, dass Hanna einen weiteren Partner hat.

J: „Meine Kinder denken, ich bin mit Hanna zusammen und fertig. Das geht sie auch nichts an.“

H: „Ich habe meinem Vater erst 2017 erzählt, dass ich seit vielen Jahren mit zwei Männern liiert bin. Es hätte ihn weniger getroffen, wenn ich ihm gestanden hätte, dass ich jemanden getötet habe. Er hat das Gespräch sofort abgebrochen.“

Seither sparen Hanna und ihr Vater das Thema weitgehend aus. Seit der Hirnblutung ist Daniel für ihren Vater als Partner gesetzt, Jim ignoriert er.

H: „Kürzlich hat er gefragt, ob das unaussprechlich Grauenhafte noch stattfindet in meinem Leben. Da war ich kurz davor, ihn zum Teufel zu jagen.“

Die drei haben ihren Rhythmus gefunden. Jim geht sogar so weit, zu sagen, dass Hanna und er wohl nicht mehr zusammen wären, wenn es Daniel nicht gäbe.

J: „Er macht sein Ding und lässt Hanna ihres finden und machen. Die Beziehung zu mir ist, glaube ich, eine interaktivere, weil wir mehr miteinander sind.“

H: „Daniel und Jim sind an unterschiedlichen Stellen sehr klug, ich bekomme da eine ganze Palette an Lebensaspekten, die mich klüger und besonnener machen.“

J: „Du kannst in so einer Beziehung den Beweis sehen, dass die Liebe fehlt – oder dass die Liebe besonders stark ist. Es hat viel damit zu tun, was für ein Mensch du sein willst.“

H: „Wenn man über die Jahre so aneinander festhält, nicht aus Gewohnheit oder Verlustängsten, sondern weil man es ernst miteinander meint, dann kriegst du irre viel zurück. Das ist Liebe: die Angst zu überwinden und auch mal an die Hand genommen zu werden. Das im Doppelpack ... ist natürlich fett.“



Künstliche Intelligenzen sollen uns pflegen, beliefern und umherfahren. Sollten wir sie lieben?

Pärchenabend. Vier sind verabredet, nur zwei brauchen einen Sitzplatz und einen Drink. Ein Kumpel will seine neue Freundin vorstellen und zieht sie kurzerhand aus der Hosentasche. Werden das irgendwann vertraute Szenen sein?

Allein zwei Millionen Menschen nutzen regelmäßig die App Replika, um sich einen virtuellen Partner zu erstellen, ob aus romantischen Gründen oder nur zum Reden. Luka, das Unternehmen dahinter, bewirbt seinen Chatbot als „The AI companion who cares“. Und: „Always on your side“. Er vergisst nichts, hat immer Zeit, ist nie müde, dafür immer empathisch. Wird hier ein Traum wahr?

Mit wenigen Klicks erschaffen sich Nutzer in der App einen Avatar nach ihrem Geschmack. Mit ihm können sie schreiben, Sprachnachrichten austauschen, sogar Videocalls sind möglich. Und man kann den Avatar sehen: Über die Handykamera erscheint er auf dem Platz gegenüber oder auf der anderen Straßenseite. Augmented Reality.

Die spielerische Komponente ist wichtig: Man kann in höhere Level aufsteigen, Münzen sammeln und über In-App-Käufe Edelsteine erwerben, um den Avatar neu einzukleiden, ihn zum Fußballexperten zu machen oder den Beziehungsstatus zu definieren. Soll er nur ein Freund zum Reden sein? Ein Businesscoach? Oder ein Geliebter?

Sechzig Prozent der Replika-Nutzer führen eine romantische Beziehung mit ihrem Companion. Sagt zumindest Luka. Ob die Angabe stimmt und ob sie repräsentativ ist, lässt sich nur vermuten. In Foren und Feeds jedenfalls bekennen sich Tausende ihrer Gefühle für Bots. Wie wenig es dafür braucht, hat schon vor zehn Jahren der Film „Her“ gezeigt: eine schöne Stimme, Empathie, die richtigen Worte und bang! Es ist nicht modernste Technik, die dem Code Leben einhaucht; es ist die Fantasie der Nutzer. Liebe ist Kopfsache.

„Es gibt definitiv Menschen, die sich in Chatbots verlieben“, sagt auch der Maschinenethiker Oliver Bendel. „Oder zumindest eine sehr starke emotionale Beziehung zu ihnen haben.“ Liebe lässt sich im Gehirn ablesen, dort ist sie reine Biochemie: Dopamin macht euphorisch, Serotonin glücklich, Oxytocin bindet uns an einen Partner. Digital mischen wir diesen Botenstoffcocktail genauso zusammen wie mit einem realen Gegenüber, sagen Kognitionsforschende.

Bendel verurteilt solche Beziehungen nicht. Aber er gibt zu bedenken, dass sie immer einseitig bleiben, ganz gleich, wie sie sich für die Nutzer anfühlen. „Auf der anderen Seite ist nichts außer Nullen und Einsen. Da ist kein Interesse, keine Liebe, kein Hass.“ Bendel sieht die Gefahr, dass Menschen reale Beziehungen für ihre Avatare vernachlässigen könnten. „Es ist problematisch, acht oder zehn

Stunden am Tag mit einem Artefakt zu verbringen, hinter dem nichts ist.“

Sicher kann so ein KI-Freund nützlich sein, wenn jemand von einer Liebe enttäuscht wurde oder einen Partner verloren hat, unter einer Depression oder einer chronischen Erkrankung leidet – und deshalb einen besonders geduldigen Partner braucht. Der Vorläufer von Replika wurde angeblich entwickelt, nachdem die Gründerin ihren besten Freund verloren hatte: Sie wollte die Erinnerung an ihn wachhalten. Andere KI-Systeme unterstützen schon länger Demente und Autisten, auch den Millionen Einsamen unserer Gesellschaft könnte ein empathischer Chatbot helfen, zumindest für eine Zeit.

Zumal sich mit KI auch trainieren lässt, was im echten Leben möglicherweise nicht so gut klappt: flirten zum Beispiel, schlagfertig antworten, an sich glauben. Beim Daten eines Bots herrscht Chancengleichheit: Geld, Schönheit, Charme, Schicht, Bildung, hier kann jeder seinen Traumpartner bekommen. Auch weil man ihn selbst mitformt: Bei Replika können Nutzer die Reaktionen ihres Bots bewerten, damit er antwortet, wie man es gern hätte.

Wenn wir uns an die Perfektion der Kunstfigur gewöhnen, gefällt uns dann im echten Leben überhaupt noch jemand? Verlernen wir, dass das Gegenüber selbst Bedürfnisse hat? Haben wir Geduld, wenn es mal kompliziert wird?

Kompliziert kann es allerdings auch mit den Bots werden. Was die antworten, können die Entwickler nur teilweise kontrollieren, sagt Nils Köbis, der das Verhalten von Menschen und intelligenten Maschinen erforscht. Einige User beschwerten sich, weil ihr Replika-Bot sie sexualisiert belästigt oder sich aufgrund eines Updates plötzlich nicht mehr an sie erinnert hat. Andere, weil er unvermittelt mit ihnen

Schluss gemacht hat: Der Sprachbot lernt aus externen Texten, darunter vielen Liebesgeschichten. Und die sind eben voller Tragik und manchmal auch Gewalt oder Grenzverletzungen.

Die Tatsache, dass wir uns auf virtuelle Beziehungen einlassen, zieht vieles nach sich, auch moralisch: Vernachlässige oder hintergehe ich meinen realen Partner, weil ich parallel eine Beziehung mit einer KI führe? Außerdem: die Daten. Alltagsabläufe und Wünsche, tiefe Blicke ins Seelenleben, Selfies: Vertraut man seiner KI, vertraut man ihr viel an. Und damit auch Techkonzernen, die nicht sagen, was sie mit diesen Daten anfangen. „Das sind Herausforderungen, auf die wir noch nicht vorbereitet sind“, sagt Köbis, „weder auf Gesetzes-ebene noch emotional-psychologisch.“

Von Anja Martin 



Das Internet zum Heft:
fluter.de



Generation Boomerang

Du knauerst, duschst kalt und isst aus dem Container? Und trotzdem reicht das Geld nicht für die Miete? Da bist du nicht allein: Wir haben junge Leute aus dem ganzen Land getroffen, die wieder bei Mama und Papa eingezogen sind, zumindest vorübergehend.

fluter.de/wohnungsnot

Dumplings aller Länder, vereinigt euch

Ravioli, Pierogi, Samosas, Gyoza: Wenn uns Menschen eines verbindet, dann

gefüllte Teigtaschen. In unserer neuen Videoreihe versuchen wir, herauszuschmecken, was Essen mit Identität zu tun hat. Folge 1: Wareniki mit Olena.

fluter.de/teigtaschen

Wie smart ist das denn?

Können Chatbots, Sprachassistenten und Co. schlauer sein, als uns lieb ist? Schlauer als wir? In unserem Special gehen wir den Algorithmen auf den Code, erklären, wie Flirtbots ticken, woran du Deepfakes erkennst und ob autonome Waffen irgendwann gegeneinander Krieg führen.

fluter.de/ki

Vorschau

Barrieren begegnen allen, überall, jeden Tag. Aber während die einen statt des Aufzugs schnell die Treppe nehmen, kommen andere gar nicht ans Ziel. Um mal bei einem der offensichtlichsten Beispiele zu bleiben, denn Barrieren sind so vielfältig wie die Menschen selbst. Gegen manche wird laut protestiert, viele bleiben unbeachtet, weil man sie nicht mal sehen kann. Wie viel Barrierefreiheit ist wirklich erwünscht? Wer baut Barrieren auf, wer reißt sie ein? Hoffentlich unser nächstes Heft, das sich all diesen Fragen widmen wird. Bis dahin!

Impressum

fluter – Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung
Ausgabe 89, Thema Liebe
Winter 2023–2024
Herausgegeben von der Bundeszentrale für politische Bildung (bpb)
Thorsten Schilling (V.i.S.d.P.)
Adenauerallee 86, 53113 Bonn
Tel. 0228/99515-0

Redaktionsleitung
Ann-Kristin Schöne & Katharina Wellems
(Bundeszentrale für politische Bildung)

Redaktionelle Koordination
Paul Hofmann (DUMMY Verlag)

Bildredaktion
Trine Skraastad

Artdirektion
Sabine Kornbrust

Mitarbeit
Simone Ahrweiler, Tammo Blomberg, Oliver Gehrs, Kolja Haaf, Lisa Horrer, Sinem Derya Kılıç, Teresa Kraft, Bartholomäus Laffert, Teseo La Marca, Julia Lauter, Anja Martin, Anna Melamed, Christa Roth, Florian Sievers, Johanna Warda

Dokumentation
Dirk Hempel, Kathrin Lillienthal, Victoria Strathon

Korrektur
Tina Hohl, Florian Kohl

Redaktionsanschrift / Leserbrief
fluter – Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung,
DUMMY Verlag GmbH,
Kirchstraße 1, 10557 Berlin,
post@fluter.de

Redaktionelle Umsetzung
DUMMY Verlag GmbH,
Kirchstraße 1, 10557 Berlin
ISSN 1611-1567
Bundeszentrale für politische Bildung
info.bpb.de
www.bpb.de

Abonnement & Leserservice
Druckhaus Kaufmann GmbH im Auftrag
der Bundeszentrale für politische Bildung
Raiffeisenstraße 29, 77933 Lahr
Tel. 07821/945-295, Fax 07821/945-22295
abo@heft.fluter.de

Kostenloses Abo bestellen,
verlängern oder abbestellen
www.fluter.de/heft-abo
abo@heft.fluter.de

Nachbestellungen
Publikationsversand der Bundeszentrale für politische Bildung/bpb, Postfach 501055,
18155 Rostock
Fax 038204/66-273,
www.bpb.de/shop
Nachbestellungen von fluter werden von 1 kg bis 20 kg mit 5 Euro kostenpflichtig.

Druck
Druckhaus Kaufmann GmbH
Raiffeisenstraße 29, 77933 Lahr
Tel. 07821/945-0,
info@druckhaus-kaufmann.de
www.druckhaus-kaufmann.de

Bildnachweise
Illustrationen: Renke Brandt (S. 4, 11, 21, 26–27, 45, 46), Simone Cihlar (S. 32, 49);
Cover: Annemarija Gulbe, 2020; U2 Adina Salome Harnischfeger; S. 3 Lorraine Hellwig; S. 4 Renke Brandt (2), Abhishek Khedekar, Christian Rodriguez; S. 5 Franz Grünwald; S. 6–10 Aslı Özçelik; S. 10 (u.) Colin Kitchen; S. 12 privat; S. 13 Sabry Khaled; S. 14–16 Laszlo Randalzhofer; S. 17 dpa/Picture Alliance (2), Harald Hauswald/OSPKREUZ, Sommer/IMAGO; S. 18–20 Christian Rodriguez; S. 22–23 Paulina Hildesheim; S. 24 Marcus Glahn; S. 25 frentusha/iStock by Getty Images; S. 28–31 Abhishek Khedekar; S. 34–37 Celine Yasemin; S. 38 Pietro Bucciarelli/Connected Archives; S. 40 Yannick Selinger; S. 41 Ilan Benjamin; S. 42–44 Bénédicte Desrus/Sipa/ddp images; S. 50 Renke Brandt; U3 Maša Stanić/Connected Archives; U4 Renke Brandt

Papier: Dieses Magazin wurde auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt.

Ausführliche Informationen zu Datenschutz und Betroffenenrechten findest du hier:
www.fluter.de/datenschutz

Ciao, Bello!

Foto: Maša Stančić/Connected Archives



Müssen wir Tiere lieben, um ihnen ein würdiges Leben zu ermöglichen? Der bpb-Schwerpunkt „Tierethik“ dressiert diese und andere Fragen zur widersprüchlichen Beziehung zwischen Mensch und Tier: [bpb.de/tierethik](https://www.bpb.de/tierethik)

Täglich

Foto: Renke Brandt

tiefer
blicken



Auf flutter.de gibt's immer
was Neues